



# Der Deutsche im Osten

Jahrgang 3

Mitte Juni 1940

Heft 4

Postversandort Danzig

# INHALT

Seite

Manfred Laubert:	Westpreußen und die polnischen Aufstände des 19. Jahrhunderts .....	211
Christian von Kleist:	Heinrich von Kleist — Der Individualismus und seine Überwindung .....	225
Hanns Strohmenger:	Der Ruf der Dichtung in unserer Zeit .....	232
Hans Friedrich Blund:	Danzig, Gedicht .....	235
Friedrich-Heinz Beyer:	Zeit Stoß und der Krakauer Marienaltar .....	236
Friedrich Kunzner:	Herkunft, Heimat und Kunst .....	240
Willibald Omansen:	Lange Brücke in Danzig, Gedicht .....	244
Alfred Hein:	Erstes Geheimnis (Preiserzählung des „Ostdeutschen Erzählerwettbewerbs“) .....	245
Fritz Krakow:	Abschied von Wolhynien (Preiserzählung des „Ostdeutschen Erzählerwettbewerbs“) .....	251
Oswald Claassen:	Die Butterblume (Preiserzählung des „Ostdeutschen Erzählerwettbewerbs“) .....	257
Volk und Raum im Osten .....		265
Deutschtum im Urwald der Gorgany — Litauen und der polnische Katholizismus — Prager Mosaik Bücher — über und für den Osten.		

Das Titelbild zeigt Deutsche Waldarbeiter aus der Landschaft von Deutsch-Mokra Gorganygebiet beim Hausbau.

Die Bildvorlagen sind von:

Elisabeth Sandler, Berlin, Seite 1, 267, 268; L. Haase & Co., Frankfurt a. D., Kunstdrucktafel I; Foto Kunzner, Seite 242, Kunstdrucktafel V; Rode-Kiß, Lodsch, Seite 241, Kunstdrucktafel III; Fred Satarin, Danzig, Kunstdrucktafel IV; Museum Krakau, Deutscher Kunstverlag, Seite 238, Kunstdrucktafel II.

---

## Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Heinz Beyer, Chemnitz; Dr. Hans Friedrich Blund, Möhlenhoffhaus/Holst.; Oswald Claassen, Berlin; Alfred Hein, Berlin; Dr. Horst Joswig, Zoppot; Christian von Kleist, Berlin; Friedrich Kunzner, Uthmannstadt; Fritz Krakow, Königsberg; Professor Dr. Manfred Laubert, Berlin; Willibald Omansen, Zoppot; Dr. Werner Roth, Liegnitz, Hauptschriftleiter Hanns Strohmenger, Danzig; Dr. Karl Biererbl, Reichenberg/Sudetengau.

---

Zur Beachtung!

Anderung der Auslieferungsstelle!

**Die Auslieferung der Zeitschrift „Der Deutsche im Osten“**

erfolgt jetzt nur noch durch

**„Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Gauverlag Danzig**  
Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12, Fernruf 21714/15

---

Einbandentwurf: Prof. F. A. Pihle, Danzig.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Einzelpreis RM. 1,50. Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich.



# Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung  
Jahrgang 3

Mitte Juni 1940

Heft 4



Manfred Laubert

## Westpreußen und die polnischen Aufstände des 19. Jahrhunderts

Die „Siegerstaaten“ des Weltkrieges haben den Raub Westpreußens und Posen in ihrem Ultimatum vom 16. Juni 1919 bekanntlich durch die Behauptung zu rechtfertigen versucht, daß diese Gebiete zur Zeit der polnischen Teilungen, „étaient habités par une majorité de Polonais“, und daß die Gegend mit Ausnahme einiger Städte und von deutschen Kolonisten durchsetzter Landstriche „était entièrement polonaise de langue et de sentiment“. Diese Fälschung hat freilich kein Geringerer als der für ihr Zustandekommen in Versailles in erster Linie tätige Roman Dmowski selbst in seinem Buche „Niemcy Rosya i Kwestya Polska“ durch das Anerkenntnis widerlegt: „Du temps où la Prusse Royale appartenait encore à la République de Pologne, le moitié de ses habitants étaient Allemands.“ Hinsichtlich der politischen Meinung kamen damals, also vor 1772, überhaupt nur Adel und Geistlichkeit in Betracht, von denen die letztere nach den Huldigungslisten stark mit deutschen Elementen durchweht war. Im Bürger- und Bauerntum waren lediglich die durchweg gehobenen, deutschen Schichten eines nationalpolitischen Urteils fähig, während die breite Masse ohne völkisches Empfinden stumpfsinnig dahinvegetierte.

Diese Tatsachen wurden bei der ersten großen Belastungsprobe erhärtet, der die Provinz nach erst zwanzigjähriger Zugehörigkeit zu Preußen ausgesetzt war: dem Aufstand von 1794. Eine Bedrohung Thorn's im Juni blieb ohne ernste Folgen, doch hatten sämtliche Zünfte und Gewerke für alle Fälle dem Kommandanten ihre Hilfe angeboten und die Schützenbrüder sich freiwillig zur Bedienung der Geschütze breit erklärt. Überhaupt wurde der Bürgerschaft für ihr patriotisches Verhalten später eine besondere Belobigung zuteil. Ende August

aber wurde der damals zu Westpreußen gehörige, nachher teilweise zur Provinz Posen geschlagene Netzegeau überslutet und mit Hilfe des Klerus und einiger Edelleute im Weg der Zwangsrekrutierung dort für die Insurrektion geworben. Die Bevölkerung verhielt sich fast allgemein ablehnend. Selbst der Adel zeigte sich bis auf einige verarmte, besitzlose Elemente loyal und folgte höchstens unter gewaltsamen Druck der Empörer deren Lockungen. Der Gedanke an eine Selbsthilfe des Bürgertums lag den Behörden damals noch gänzlich fern und diesbezügliche Gesuche wurden durchweg abgewiesen. Trotzdem haben sich die Städter mehrfach aus eigener Kraft gegen die Aufständischen zur Wehr gesetzt.

Noch gefährlicher wurde aber der Zug des halb deutschblütigen Generals Heinrich v. Dabrowski im September. Von Südpreußen ausbrechend, durchstieß er die schwachen preußischen Posten an der Neze in Labischin und Bartschin nach wackerer Gegenwehr. Dann rückte er gegen das von Oberst Szekely mit sehr geringen Kräften verteidigte Bromberg vor. Am 2. Oktober bemächtigte sich die polnische Übermacht der Stadt. Der Weg in das bis auf einige Festungsbefestigungen von Truppen freie Westpreußen stand Dabrowski offen.

Seine Truppen rückten bis Konitz, Schwetz und Kulm vor und trieben gewaltige Propaganda. Doch die Provinz bereitete dem Polentum die erste große Enttäuschung. So kritisch die Lage war, die Westpreußen wankten in ihrer Treue nicht. Der General erhielt weder die erhoffte geldliche Hilfe, noch fanden die erwartete allgemeine Erhebung und der Zustrom an Mittkämpfern statt. Bei dem Vorstoß auf Schwetz leistete ein einziger begüterter Edelmann, Jos. v. Moszczeński, Unterstützung, ein einziger dor-

tiger Bürger wurde im Insurgentenprozess bestraft. Der Zug an Mitstreitern beschränkte sich auf ganze 300 Mann zu Fuß und zu Pferde, vielfach auch nur gegen ihren Willen ausgehobene Leute. Der zum „General der Woivodschafft“ ernannte Bürger Kruszyński trat nachher als Leutnant in preussische Dienste, hat sich also zweifellos korrekt benommen. Sonst begnügten sich die Insurgenten mit Plünderung und Vergewaltigung der widerstrebenden Beamten und Bürger. Selbst im Kulmer Kreis stellte der Landrat dem Adel üblichen Angedenkens aus der Ordenszeit auf dessen Verlangen das Zeugnis aus, das er einmütig dem Könige die Treue gehalten habe, wofür ihn die Regierung ausdrücklich belobte. Wohl gab es an manchen Orten eine polnisch gesinnte Partei, wie wir z. B. aus Karl Friedrich v. Klödens „Jugenderinnerungen“ für Preussisch-Friedland wissen, aber sie war eine belanglose Minderheit.

Allein auf seine eigenen Kräfte angewiesen wagte Dabrowski dann keinen Zugriff auf Danzig, in das Herz des Landes hinein, sondern rückte vor Thorn, mußte aber nach rechtzeitigem Eintreffen preussischen Entsatzes sich zum Rückmarsch entschließen. Jede Gefahr war gebannt. Rückschauend konnte der westpreussische Provinzialminister v. Werder im November schreiben: „In der Provinz ist keine Insurrektion ausgebrochen“. Der Thorer Untersuchungsrichter urteilte am 6. 1. 1795: „Von einem förmlichen Konföderationszusammenhange, der sich über Westpreußen unter den Landeseinwohnern ausgebreitet hätte, ist uns nichts bekannt“. Demgemäß war das Ergebnis der sich anschließenden Prozesse sehr bescheiden. Als einziger Edelmann wurde Moszeński neben 20 Jahren Festung mit Vermögenskonfiskation belegt, 4 andere erhielten dort und im Nehedistrikt Geldstrafen. Von den 138 vor den Untersuchungskommissionen in Thorn und Graudenz Angeklagten entfielen nur 101 auf das eigentliche Westpreußen, 59 Angeklagte wurden völlig freigesprochen, von den 63 zur Strafe gezogenen — der Rest war gestorben, geflohen usw. — gehörten 18 zum Bürger-, 17 zum Bauernstand, 7 waren Geistliche und 21 Edelleute.

1806 griff der beim Herannahen der französischen Truppen in Südpreußen ausbrechende Aufstand gar nicht nach unserer Provinz über, obwohl der die Polen zur Erhebung auffordernde berühmte Aufruf aus Berlin vom 3. November außer von Dabrowski von dem aus Westpreußen stammenden Senator Jos. v. Wybicki (aus einer verpölneten Linie der Wiebe) unterzeichnet war. Bei dem Einrücken polnischer Banden soll es nur zu allerlei Reibungen mit der Bevölkerung, auch den damals von den Polen mit Verachtung behandelten Kaschuben gekommen sein, wie auch ein Bericht des übrigen mit einer Gräfin Keyserling verheirateten Generals Hamiltar v. Kosinski aus Konitz vom 27. Januar 1807 andeutet, wenn er von dem Ort als einer Stadt spricht, „contre laquelle il a été porté tant de plaintes“.

Zum Beweis für die angeblich polenfreundliche Gesinnung der westpreussischen Bevölkerung betont die polnische und, ihr secundierend, die französische Propagandaliteratur eifrig den Widerstand, den 1813 die Bildung der Landwehr in der Provinz gefunden hat. Dabei wird wohlweislich verschwiegen, daß der als Kronzeuge benannte Vizepräsident Würh gleichzeitig schrieb: „Auf dem rechten Weichselufer wettersifert die Bevölkerung an Eifer mit derjenigen der ältesten Provinzen“. Gerade hier, z. B. in Löbau, lag aber später die Hochburg der polnischen Bewegung. Dann werden die angeführten Berichte willkürlich gefälscht und es wird übersehen, daß die also nur in einigen Kreisen zutage tretende Abneigung gegen die Einziehung zum Heeresdienst damals in allen rückständigen, selbst rein deutschen Gegenden noch eine weit verbreitete Erscheinung war und nicht polnischen Sympathien, sondern einfach dem noch mangelhaft entwickelten vaterländischen Empfinden entsprang, großenteils in dem ausgepreßten Lande durch Sorge um das Schicksal der zurückbleibenden Angehörigen verursacht war und gerade in Westpreußen nach Angabe der Quellen bei den leichtgläubigen Leuten durch Verbreitung der blödesten Gerüchte genährt wurde. Zudem äußerte sie sich in großenteils deutschen oder kaschubischen Kreisen. Einmal der heimat-

lichen Umgebung entrückt, hat sich die westpreussische Landwehr nach dem Zeugnis des Grafen Tautenzien aus Luckau vom 9. September schon damals wider sein Erwarten „recht brav“ geschlagen. Auch die Fahnenflucht hatte aufgehört. Ein solches Lob konnte nur eine treu gefinnte Truppe erwerben.

Einen ferneren Beleg für die preussische Gesinnung der Westpreußen darf man darin erblicken, daß die Regierung von der in dem königlichen Besitznahmepatent für das Großherzogtum Posen vom 15. Mai 1815 angekündigten Absicht einer Zuteilung der früher zum Nehegau gehörigen Kreise Camin (Flatow) und Deutsch-Krone an die neu gebildete Provinz bei dem einmütig hiergegen erhobenen Widerspruch der Kreiseinsassen Abstand nehmen mußte, denn zur Überraschung der Berliner Behörden ergab eine nähere Prüfung schon damals den ganz überwiegend deutschen Charakter dieser Gebiete. Ebenso legte aber die größtenteils noch polnische Ritterschaft der vom Herzogtum Warschau jetzt zu Westpreußen zurückkehrenden Kreise Thorn, Kulm und Michelau ohne Unterschied der Nationalität einhellig Protest gegen den von ihren Posener Standesgenossen hartnäckig, zuletzt auf dem Provinziallandtag von 1845, geäußerten Wunsch einer Zuteilung der drei Kreise an die Provinz Posen ein. Selbst der polnische Adel veranschlagte also die Wiedereingliederung in sein natürliches Wirtschaftsgebiet höher als den Mitgenuß der dem Nachbarlande gewährten Sonderstellung mit ihren politischen und sprachlichen Vorrechten.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß sich während der folgenden anderthalb Jahrzehnte das innerpolitische Leben des Landes ohne völkische Erschütterungen abspielte und unter der straffen Leitung des Oberpräsidenten v. Schön die Eindeutschung dank einer trotz größter Knappheit der Mittel erzielten wesentlichen Förderung des Volksschulwesens (innerhalb von 4 Jahren Gründung von 400 neuen Elementaranstalten), Kunststraßenbaus und anderer kultureller Einrichtungen unaufhörliche Fortschritte machte. Um 1825 standen 500 000 Deutschen nur noch etwa 238 000 polnisch und

kaschubisch sprechende Einwohner gegenüber, 32,3% gegen 30,9% im Jahr 1858. In scharfem Gegensatz zu Posen wurden nationale Probleme kaum erörtert, Klagen über Zurücksetzung der polnischen Sprache und einheimischen Beamten oder gar Symptome einer staatsfeindlichen Verschwörertätigkeit, die dort ständig an der Tagesordnung waren, traten auch nach Schaffung der Provinziallandtage (seit 1824) nicht hervor, obgleich in der Herrenkurie 4 polnische Deputierte saßen. Erst 1831 schnitt die Versammlung die Sprachenfrage an und zwar waren es bezeichnenderweise die deutschen Abgeordneten, die das von der Regierung abgelehnte Verlangen nach doppelsprachiger Bekanntgabe aller öffentlichen Verordnungen und Gesetze stellten und mit gleichem Mißerfolg die Aufnahme des Polnischen in die Lehrpläne der Gymnasien in Thorn und Kulm erbaten. Es fehlt mithin auf deutscher Seite jedes Gefühl für eine drohende Gefahr, und die Aufgabe der Verwaltung erblickt man nicht im Einsatz der staatlichen Machtmittel für eine künstliche Beschleunigung des Germanisationsprozesses, sondern in der restlosen Gewinnung der slawischen Mitbürger durch Gewährung völliger Gleichberechtigung und weitestgehender Schonung ihrer stammesmäßigen Sonderbelange.

Hieran änderte der Ausbruch des Warschauer Novemberaufstandes 1830 nichts. Die Ständeversammlung gab 1831 die „zusagendste Versicherung ab, daß die Ereignisse jenseits der Grenze nur Veranlassung seien, das große Glück noch inniger zu fühlen, unter dem weisen Regiment eines allgeliebten Königs zu leben“. Während den Insurgenten aus der Provinz Posen rund 2500 Freiwillige zuströmten, lehnte Schön für seinen Verwaltungsbezirk die dort gegen die Übertritte erlassenen Sonderverordnungen als überflüssig ab, da sich nur ganz vereinzelt Teilnehmer der Bewegung angeschlossen hatten. Wilde Gerüchte freilich schwirrten auch in Westpreußen umher und drangen bis zu den Ministerien. Der neue energische Regierungspräsident Frh. v. Nordenflicht in Marienwerder aber schrieb: „Seit dem Ausbruch der Revolution haben sich

mannigfache und selbst die ungereimtesten Gerüchte über Geist und Stimmung der polnischen Bevölkerung Westpreußens verbreitet, die, schnell verfliegend, sich doch von Zeit zu Zeit erneuerten, ohne daß man ihre Urheber zu entdecken vermochte. Es ist nicht mehr zu bezweifeln, daß dies Übertreibungen sind, auf die nicht der mindeste Wert gelegt werden sollte.“

„Tatsächlich fest steht dagegen, daß bis heut in keinem Teil des Departements die öffentliche Ruhe auch nur einen Augenblick gefährdet, ja, nicht einmal bedroht gewesen ist; vielmehr haben alle Klassen der Bevölkerung, gleichviel, ob polnischer oder deutscher Zunge, die Wünsche einzelner für den Fortgang und das Resultat der Ereignisse in Polen mögen sein, welche sie wollen, den nämlichen Geist der Folgsamkeit gegen die Anordnungen der Regierung an den Tag gelegt“. Die am Jahresluß sich häufenden Steuern waren unweigerlich bezahlt, die Mannschaften für die Linie und Landwehr aller Orten gleich bereitwillig, ja mit lobenswerter Schnelligkeit gestellt „und nirgends ist weder eine Spur von Renitenz noch ein Unterschied zwischen den Bewohnern polnischen und deutschen Stammes bis jetzt bemerkbar gewesen“.

Der pessimistisch gefärbte Nachrichten, namentlich über die Kreise Schwes und Konitz, an das Innenministerium meldende Generalkommissionspräsident Frh. v. Schroetter blieb den Beweis für seine Angaben schuldig. Nach den gründlichen Nachforschungen des Landratsamtsverweser v. Pape und des in Konitz amtierenden polnischen Landrats v. Kossowski, dessen Angaben jedoch der ihm zur Seite gestellte Referendar v. Tettau bestätigte, war nicht die leiseste Besorgnis wegen der Volksstimmung am Platze. Nordenflicht hielt sich deshalb zu dem Urtheil für berechtigt:

„1. Unter den adeligen Gutsbesitzern polnischer Zunge, besonders unter denjenigen, deren zerrüttete Vermögensverhältnisse ihnen jede Veränderung der Dinge willkommen machen, gibt es manche, welche die Ereignisse in Polen mit Interesse verfolgen, und denen das Fortschreiten der dortigen Unruhen sowie deren Verbreitung auf das diesseitige Gebiet erwünscht erscheinen würde. Es

sind indessen nur einzelne, in deren Gesinnungen einzudringen umso mehr unter der Würde der Regierung sein dürfte, als sie einesteils viel zu vorsichtig sind, vom Gedanken zur That überzugehen, andernteils aber keineswegs hinreichenden Einfluß haben, um noch andere zur Unterstüßung ihrer Wünsche zu vermögen.“ Eine allgemeine Beobachtung genügt und sie ist vorhanden.

„2. Die Masse der polnischen Bevölkerung nimmt an den politischen Ereignissen so gut als gar keinen Anteil, theils aus Stumpfsinn, theils aus wohl verstandenem Interesse, ja, von der ganzen Klasse der regulierten Bauern läßt sich sogar mit Gewißheit behaupten, daß sie der Wiederherstellung des früheren Zustandes der Dinge und somit dem sogenannten Polentumentschieden abgeneigt sind.

„3. Daß unter der niedrigsten Klasse des polnisch redenden Volkes, namentlich unter den Rätthern und losen Leuten, welche bei ihrer Indolenz und drückenden Armut sich keineswegs in einem behaglichen Zustand befinden, nicht manche sein möchten, welche einen allgemeinen Aufstand und die damit verknüpfte Unterbrechung gesetzlicher Ordnung als eine willkommene Gelegenheit zu Räubereien und Zügellosigkeiten aller Art betrachten und dann auch ihren Nationalhaß gegen die deutschen Nachbarn in Tätlichkeiten übergehen lassen würden, wage ich nicht zu verbürgen. Stets wird indessen ein solches Ereignis frei von eigentlicher politischer Beimischung und überhaupt nur erst für den Fall einer feindlichen Invasion in Massen zu befürchten sein.

„4. Bis jetzt ist, wie ich nochmals wiederhole, zwischen Polen und Deutschen rücksichtlich der Folgsamkeit gegen obrigkeitliche Anordnungen und bei Leistung alles dessen, was der Staat von ihnen fordert, auch nicht der mindeste Unterschied zu bemerken gewesen . . .“

Es erübrigt sich fast, die Bestätigung der hier vertretenen Anschauung durch das Regierungskollegium zu erwähnen. Es meldete dem Könige (Zeitungsbericht für Januar 1831): In politischer Beziehung ist der in unserem letzten Bericht geschilderte Zustand der Ordnung und



Ruhe überall ungestört der nämliche geblieben. Selbst das in den Grenzkreisen zur Bewachung der Grenze und der errichteten Fanale teilweise nicht ohne Beschwernis für die Verpflichteten herangezogene 2. Aufgebot der Landwehr versteht seinen Dienst „mit Hingebung und Genauigkeit“. Die Landwehrekavalleriepferde sind aus den Grenzbezirken mit Schnelligkeit und in vorzüglicher Tüchtigkeit geliefert worden. Zu Strassburg, im Mittelpunkt der polnischen Bevölkerung, ist unter Teilnahme von Bürgern polnischer Abkunft ein Verein zur Unterstützung der Familien eingezogener Landwehrmänner gebildet. Für den Februar und März wird die Fortdauer des Zustandes „vollkommener Ruhe und Ordnung“ bestätigt und auch im April wurde „die öffentliche Ordnung im Inneren so wenig als die Ruhe an der Grenze . . . irgend gestört“. An Übertritten wird lediglich der des 17 jährigen Gutsbesizersohns v. Kossowski-Gajewo bei der Rückkehr vom Elternhaus zur Schule nach Neujahr hervorgehoben, aber der Vater holte den Ausreißer selbst zurück und übergab ihn persönlich der Zucht des Thorner Gymnasiums. Erst im Juni entstand einige Aufregung, weil angeblich die Deutsch-Evangelischen über die Polen (oder Katholiken, „was für synonym gilt“), herfallen wollten. In Thorn hatte der Richter die Verbreiter der Mär freigesprochen! Wahrscheinlich waren die Urheber unter der katholischen Geistlichkeit zu suchen (fremde Bettelmönche). Es war nur betrüblich, weil dadurch „die scharfe Scheidewand erkennbar wird, welche der katholisch-polnische Teil der Einwohner noch immer zwischen sich und dem Deutschen erblickt“ und damit „die geistige Finsternis bestätigt wird, in welcher auch die hier wohnenden katholischen Polen befangen sind“. Eine Besserung war nur von der Hebung des Schulwesens und der persönlichen Veredelung der Seelsorger zu erwarten. Ernstliche Folgen wurden nicht besorgt; nur wenn das Glück die Waffen der Insurgenten begünstigen sollte, „könnte es allenfalls sein, daß hier oder da in den polnischen Kreisen einige, immer aber ungefährliche Bewegung austräte“. Die wirtschaftlichen Beschränkungen wegen der Cholera-

gefahr, wie die Aufhebung der Jahrmärkte, hatten manche Existenzen gefährdet und aus solchen Elementen „mehr als aus jedem anderen“ befürchtete die Behörde Störungen der Ruhe und Widerseßlichkeit. Sonst waren nur zahlreiche Flüchtlinge vor der strengen Aushebung in Polen in die Provinz gekommen, obgleich drüben in den Dörfern ein Pfahl mit eisernem Haken und einem Block zur Abschreckung vor Desertion aufgerichtet sein sollte. Schon im Juni erschienen auch Leute höheren Standes und im Herbst folgten zahlreiche Senatoren und Landboten wie ein großer Teil der polnischen Heeresrücker, darunter vielfach Gefindel, das auf den Märschen entwich und vagabundierend und stehend durchs Land strich, das unter diesen Gästen und ihrer Einquartierung aufseufzte. Einige Gutsbesitzer hatten solche Leute in Dienst genommen. Die Erfahrungen mit ihnen waren sehr ungleiche. Manche Männer erwiesen sich als tüchtig und wollten wegen des höheren Lohns bleiben.

Selbstverständlich wurde der deutsche Regierungsbezirk Danzig noch schwächer von den Umwälzungen in Kongresspolen berührt und sie finden in den Berichten der dortigen Regierung überhaupt kaum einen Niederschlag. Nur im Kreise Neustadt gelang es im Juni durch das schon erwähnte Gerücht von geplanten Überfällen auf die Katholiken einige Aufregung zu erzeugen, deren Quelle auch hier in zum Priesterstand gehörigen Fremdlingen gesucht wurde. Sonst herrschte ungeachtet der wirtschaftlichen Schädigungen „Treue und Opferbereitschaft“. Von der Wiederherstellung der Ruhe in Polen wurde eine wohltätige Einwirkung auf das Geschäftsleben erwartet. Die Unterbringung von 22 000 Mann Schutz suchender polnischer Truppen allein in den Niederungsgegenden des Regierungsbezirks hatte die Einsassen aber mit „umso größerer Besorgnis“ erfüllt als sie selbst unter den Folgen einer dürftigen Ernte und des Hochwassers litten. Am 22. Dezember führte die beabsichtigte Verschiebung einer polnischen Artillerieabteilung in Elbing sogar gewalttätige Auftritte herbei, bei denen es ein paar Verwundete gab.

Alles in allem waren die Erfahrungen von 1830/31 jedenfalls eine dem Polentum nichts weniger als günstige Propaganda. Auch in der Folgezeit ist daher begreiflicherweise von einer Vertiefung der deutschfeindlichen Bewegung nichts zu spüren, wiewohl die jetzt für die Leitung der polnischen Taktik maßgebend gewordene „Emigration“ in steigendem Umfang ihr Augenmerk auf eine Ausweitung des Kriegsschauplatzes richtete und auch nach Westpreußen Emigräre entsandte. Einige verwandtschaftlich stark mit der großpolnischen Szlachta verknüpfte Adelsgeschlechter wie die Kalksteins und „Wolszlegiers“ standen wohl den im Posenischen nie abreißenden Geheimbündeisen nicht fern. So fand der tollkühne, von Paris aus dirigierte Bandeneinbruch nach Russisch-Polen von 1833, beim Überschreiten der Grenze durch vereinzelte Einsassen Unterstützung, doch das waren gänzlich isolierte Bestrebungen ohne zusammenhängende Organisation. Besonders rege zeigten sich die fanatisch-katholischen von Wilkrydzis-Krynst — Frau Elisabeth v. W., geb. v. Dziakowska, erhielt 1838 sogar  $\frac{1}{2}$  Jahr Festungshaft — und pflogen ebenso enge Beziehungen zu Marcinkowski wie zu dem Erzbischof v. Dunin, und die Wellen der Aufregung über den durch letzteren vom Zaun gebrochenen Mißchenkonflikt schlugen auch in das Weichselland hinein, was ihnen durch die verkehrte amtliche Schulpolitik insbesondere unter Friedrich Wilhelm IV. erleichtert wurde. Schon 1837 geißelte der Provinziallandtag die befohlene Aufhebung der Simultananstalten und Trennung der Schullehrerseminare nach Konfessionen unter Hinweis darauf, daß in seiner Provinz eine solche Scheidung die Bemühungen vereiteln mußte, das Volk von politischen Unklarheiten zu befreien und das gütliche Einvernehmen zwischen Evangelischen und Katholiken zu stärken. Die gleiche Versammlung hat aber 1841, den Grundherren in den ehemals herzoglichen Warschauer Kreisen die Polizeigerichtsbarkeit wieder zu verleihen, d. h. die politischen Befugnisse der gerade hier nicht unerheblichen polnischen Gutsbesitzer zu erweitern. So völlig fern lag dem deutschen Gesichtsfeld

noch immer der Gedanke an möglicherweise daraus entspringende politische Schäden.

Erst in den 40er Jahren bahnt sich langsam ein Umschwung an. Das allgemeine Erwachen der slawischen Völker, die „slawische Renaissance“, lenkte im Vormärz in steigendem Umfang die Blicke der Außenwelt auch auf Westpreußen, das seinerseits durch die unter dem neuen Könige gegen das polnische Emigrantentum geübte Duldsamkeit in engere geistige Fühlung mit den Zeitströmungen geriet. Daher gewährt der Aufstanzversuch von 1846 bei oberflächlicher Betrachtung gegenüber seinen Vorgängern ein verändertes Bild und erst bei näherer Prüfung erkennt man die Täuschung. Geflüsteltlich betont das im Herbst 1918 zur Orientierung der Entente erschienene Sammelwerk „Polen“, daß unter den acht in Moabit zum Tode verurteilten Rädelsführern „bereits“ sich drei Westpreußen befanden, was nach polnischer Auffassung also einen Fortschritt in der dortigen Irredenta darstellt. Allein von diesen Männern war der aus Kongresspolen zugewanderte Geistliche Lobodzki ein Landfremder, der junge Mediziner Ceynowa (aus dem Haus Ziegenhagen) Raschube. Bei ihm handelt es sich gleichsam um eine jugendliche Verirrung, denn er hat als einziger später versucht, auch sein Völkchen zum nationalen Eigenleben zu erwecken, dabei aber sich im ausgeprägt slawophilen, also scharf antipolnischen Fahrwasser bewegt, und in diesem Sinne sich bei dem 2. Allslawenkongreß in Moskau 1867 betätigt. So bleibt nur der Arpole und 21jährige Wirtschaftselve Josef v. Puttkamer-Kleszczynski übrig.

Die amtlichen Berichte lauten zwar teilweise wenig günstig, wiederholen aber mit ermüdender Monotonie, daß überall eingewanderte Leute die Urheber der Unzufriedenheit waren. Die von dem 1844 aus seiner masowischen Heimat nach Preußen geflüchteten Severin v. Elzanowski für den Aufstand entworfenen Einteilung sah in den 7 westpreußischen Bezirken als Kommissare nicht einen Einheimischen vor. Nachfolger des am 4. 1. 1846 verhafteten Elzanowski, dem die Propaganda (wywola-

nie) und gesamte leitende Agitation anvertraut war, wurde Władysław v. Kosiński aus dem Kreise Schroda. Sein Unterorgan bildete hauptsächlich der Gutsbesitzerssohn Nepomucen v. Sadowski aus dem Kreise Schubin. Eine wichtige Vermittlerrolle spielte der mit Fräulein v. Wilkrzycka vermählte exaltierte Severin Graf Mielżyński-Milosław. Der militärische Oberbefehl war Oberst Stanisław v. Biesierski aus Posen zugebracht. Die bei allen polnischen Revolutionen hervortretende Studentenschaft war außer Ceynowa mit Jul. v. Trojanowski aus Masowien beteiligt. Nach Posener Muster hatten die Verschwörer die Gymnasiasten gleichfalls mobil zu machen versucht, doch die Wühlarbeit in Kulm und Konitz hatten ausschließlich v. Mielecki aus dem Kreise Kalisch, die Brüder Tomicki aus dem Kreise Wirsis, Erasmus v. Niesolowski aus dem Kreise Schubin und Bogusław v. Lubieński aus dem Kreise Obornik getragen. Auch die mitbeteiligten Geistlichen, Anton Cielśdorf-Sieroko und Joh. Tułodziecki-Sibjan, waren Kinder der Provinz Posen. Bei den verhafteten Gutsbesitzern brach die Anklage später zusammen — der schwer bestrafte Stanisław v. Radkiewicz-Briesen stammte aus Russisch-Polen und war nur durch Heirat ansässig geworden — mit Ausnahme von Joh. v. Lebiński, der, in einer wirtschaftlich und gesellschaftlich völlig nach Bromberg (damals Posen) neigenden Gegend ansässig (Stoniff, Kreis Schwetz), als Mitglied des agronomischen Vereins in Krone a. B. und des polnischen Kasinos in Bromberg dort seine politische Prägung erhalten hatte. Sonst war keinem aus der Provinz gebürtigen Seelsorger und Gutsherrn eine strafbare Handlung nachzuweisen.

Die am Aufstand beteiligten wirklichen Westpreußen hingegen waren verarmte, als Wirtschaftsbeamte und dergleichen sich durchschlagende Edelleute oder durch Aufstachelung des religiösen Fanatismus und krasse materielle Vorteile gewonnene Elemente des Dorfsproletariats, die nachher serienweise vom Könige begnadigt wurden, denn „die ganze Bewegung hatte einen breiten demokratischen Anstrich“ (cały ruch miał cechy szczerze demokratyczne) und die Reihen der Verschwörer

bestanden im allgemeinen aus dem Kleinadel, Wirtschaftsbeamten, Köchen, Mültern usw. Die Dorfbewohner zeigten mehr guten Willen, denn die Agitation war hier weiter getrieben als in den Städten. „Das Bauerntum aber stand gänzlich abseits und nahm besonders in Westpreußen an manchen Orten eine geradezu feindselige Haltung ein.“ Dieses Urteil Trampczyński, des Polen, anzuzweifeln, liegt kein Grund vor, schrieb er doch als Sohn des mit an erster Stelle stehenden Kurniker Oberförsters Hippolyt v. L., also nach sehr guten Informationen.

Dem Menschenmaterial entsprachen die Werbungsmitel. Bei dem größten in der Provinz geplanten Schlage, dem Überfall auf Preußisch-Stargard, ließ Lobodzki Adjutant, der immer nur als Kirchenvorsteher genannte Anton Switalla, die Einwohner von Rymwalde unter Vorpiegelung einer drohenden Ermordung der Katholiken sich versammeln und teilte nur wenigen Personen den eigentlichen Zweck der Unternehmung, die Wiederherstellung Polens, mit. Dagegen ließ er Schnaps austeilen und verhiess Landvergebung. Ebenso erklärte Lobodzki den Leuten, sie würden für ihr „gottseliges Werk“ mit Land belohnt werden. Unter Veranschlagung des religiösen Moments rechnete Sadowski mit der phantastischen Zahl von 5000 Anhängern in der Provinz (nach Trampczyński). In der Elzanowski erteilten Instruktion heißt es: „Westpreußen, schon seit 1772 mit Preußen verbunden, kann aus Mangel an polnisch-patriotischer Gesinnung der Bewohner im ganzen für den Aufstand nicht vorbereitet werden. . . Die Agitation kann in Ansehung des gemeinen Mannes nicht, wie es in den übrigen ehemals polnischen Landesteilen geschieht, durch die größtenteils der polnischen Nationalität entarteten Gutsbesitzer betrieben werden.“ Besondere Aufmerksamkeit sollte aber dem strategisch wichtigen Thorn und dem Kaschubienlande gewidmet werden. „Die Kaschubien, welche sich durch religiösen Fanatismus auszeichnen, werden durch religiöse Momente aufgeregt.“

Bei dieser Bewandnis ist die Anzuverlässigkeit der geworbenen Mittläufer leicht erklärlich. Bei dem Zug gegen Stargard liefen die Leute, als sie die Wahrheit erkannten, einfach auseinander. Das andere größere Unternehmen, von Stoñst gegen Bromberg, kam, von einer Frau des Dorfes verraten, überhaupt nicht zur Ausführung, denn sogar Lebiniskis Gutsleute hatten ihre Mithilfe entschieden abgelehnt und Anzeige erstattet. Selbst unter den unbemittelten Leuten befanden sich übrigens auch Ausländer, wie der 1826 aus Polen zugewanderte Schneidermeister Stawisiñski, Thorn, der den Posener Agenten schon 1844 als Anknüpfungspunkt gedient hatte und unter den dortigen Handwerkern mit dem Erfolg warb, daß ein Schuhmacher sofort, vor dem ihm zugemuteten Eid zurückschreckend, den Fall anzeigte, obwohl hier dem Aufstand ein kommunistisches Gewand umgehängt war unter dem Wahlspruch, alle Menschen seien Brüder und in Zukunft werde kein Unterschied mehr zwischen reich und arm bestehen. Der Graudenzler Kaufmann Jakroeki fragte den dortigen Fuhrherrn Friedr. Werski, „ob er Lust zur Revolution, zur Freiheit und Gleichheit habe“. Das Ergebnis des anhängig gemachten Polenprozesses konnte demnach nur ein mageres sein. Von 83 Verhaftungen wurden bloß 61 aufrechterhalten, darunter die von 20 polnischen Flüchtlingen und von sechs vorübergehend zugewanderten Leuten. Eine Reihe der Angeklagten wurde überdies noch freigesprochen. Das Zentrum der Antriebe hatte im Kreise Schwetz gelegen, was deutlich den Einfluß der Nachbarprovinz Posen bekundete, während auf dem rechten Weichselufer im Kulmer Land bei ebenso günstigem Boden keine Aufstandsvorbereitungen beobachtet worden waren.

Der Aufstandsversuch endete sonach mit einem argen Fiasko. Es zeigte sich deutlich, daß er nicht ein Werk bodenständiger Kräfte war, sondern, durch fremde Kräfte künstlich von außen hineingetragen, an der Oberfläche haften blieb, ohne die Seele des Volkes zu berühren. Diese Entwicklung entsprach genau der Oberschlesiens. Selbst

polnischer Autor wie Szmañda zieht diese Parallele: „Gleichzeitig mit dem Erwachen (przebudzenie) Oberschlesiens verstärkte sich in unerwarteter Weise die völkische Bewegung . . . in Westpreußen“, hier dann mit Kulm als Mittelpunkt, wo die aus dem Posenischen gezogenen Geistlichen Bartoszewicz und Knast 1848 die erste polnische Zeitschrift: „Die Schule der Nation“ (Szolka Narodowa), gründeten. Als Grund dieser Erscheinung gibt er an, daß „auf diesem Boden, wiewohl schwach, die Blut des völkischen Geistes im Landadel fortglomm, der unter dem Einfluß der Ereignisse von 1848 sich aus langjähriger Erstarrung aufrüttelte und die Volksmasse mit sich riß“. Auch nach seiner Meinung hat die Provinz also bis zur Märzrevolution geschlafen und nur der Adel ein schwaches Bewußtsein einer polnischen Überlieferung sich gewahrt.

Selbst der behaupteten Wendung im Jahre 1848 wird man nur sehr bedingt zustimmen können. Wieder springt ein harter Gegensatz zu Posen ins Auge. Während dort die Schwäche der Regierung zum offenen Aufbruch und schließlich zum bewaffneten Widerstand führte, standen in Westpreußen die allgemeinen politischen Fragen im Vordergrund und nur in einem kleinen Teil des Landes beherrschten die völkischen Probleme die öffentliche Meinung. Die Aufnahme Preußens in den Deutschen Bund erregte allgemeine Freude. Anzeichen von Aufregung waren bloß in wenigen Kreisen des Regierungsbezirks Danzig erkennbar. In Karthaus, Berent und Neustadt äußerten sich solche „zwischen der katholischen und deutschen Bevölkerung“ aus Furcht vor gegenseitiger Anfeindung, eine Folge der Einwirkung übelwollender Individuen, die „den religiösen Fanatismus“ der Menge für unlautere, anarchische Zwecke auszubenten bestrebt waren. Zum Ausbruch wirklicher Erzeffe kam es aber nicht, nachdem auch ein Hirtenbrief des Kulmer Bischofs besonders eindringlich zu Frieden, Einigkeit, Vertrauen und brüderlicher Gesinnung zwischen Polen und Deutschen, katholischen und evangelischen Christen und Juden ermahnt hatte. Die tatsächlich eintretenden Revolten hatten

nur privatrechtliche Gründe und zielten auf die Aneignung fremden Eigentums ab, so in Neuteich, Tiegenhof und Elbing, wo es noch am 15. Oktober drei Tote gab. Die Urheber waren in der rein deutschen Arbeiterschaft zu suchen. Hingegen wurden trotz der Störung von Handel und Wandel Ruhe und gesetzliche Ordnung sonst nicht gestört, und die Stimmung der Einwohner war überhaupt „im allgemeinen als lobenswert zu achten“ (Zeitungsberichte der Re-

Etwas ernster war die Lage im Regierungsbezirk Marienwerder. Von hier erlangten die Posener Polen einigen Zuzug. Auch wurde der Besitzer Ignaz Lyskowski als Beobachtungsposten nach Frankfurt am Main entsandt. Doch sogar der Schriftleiter des Graudenzers „Belligen“, Fischer, weiß in seinen Erinnerungen „aus Posen und Westpreußen“ bei letzterem nur von Kundgebungen der Preußenfreunde, so am 1. April in Graudenz, Protesten gegen die von der Gegenseite gewünschte Zerreißung unserer Ostmark und einer scharfen, den Entschluß zu rücksichtsloser Erstückung aller Unbotmäßigkeiten verratenden Bekanntmachung der Regierung vom 2. April zu erzählen. Eine Ausnahme macht bloß eine Versammlung in Briesen vom 28. März, deren das Innenministerium ausführlich in seiner Denkschrift als einzigen westpreußischen Vorganges Erwähnung tut. Doch auch sie wurde bereits am 30. März mit einem deutschen Gegenmanifest aus Kulmsee beantwortet. In Briesen trat v. Sulerzycki-Piontkowo als Bevollmächtigter des Posener Nationalkomitees auf, und das erwählte „provisorische Komitee für Westpreußen“ gab Lyskowski den Auftrag, die deutsche Nationalversammlung davon zu überzeugen, daß auch dort sich „Polen befinden, und zwar fast ausschließlich“, welche die Forderung nach der gleichen Autonomie erhoben, wie sie ihren Posener Landsleuten durch die Zusage einer nationalen Reorganisation zuteil geworden war. Doch unter den elf von Fischer genannten Unterzeichnern der Briesener Adressen begegnen uns unsere alten Bekannten, die landfremden Tulodziecki und Elzanowski, neben dem in Polen geborenen und aufgewachsenen,

mit der Verwaltung des väterlichen Güterbesitzes in Preußen betrauten, im Moabiter Prozeß von der Anklage entbundenen Alexander Peter v. Wysocki-Klein-Pulkowo und dem dortigen Schulzen. Die Soutane ist ferner durch den Propst in Radowitz vertreten.

Verfolgen wir nun noch den Gang der Ereignisse nach den Zeitungsberichten der Regierung. Auch sie unterstreichen das Interesse an der innerpolitischen Entwicklung und die allgemeine Forderung nach Erlaß einer Verfassung, da die große Mehrheit der vaterländisch denkenden Kreise nur in der konstitutionellen Monarchie die Bürgschaft für eine glückliche Zukunft sah, hingegen reaktionäre Bestrebungen ebenso verwarf wie republikanische (März-Juni). Dann wird freilich gesagt: „Die von der Provinz Posen ausgehenden Bestrebungen der polnischen Partei: ein selbständiges Polenreich wiederherzustellen, haben ihre Weiterwirkung auch auf den hiesigen Regierungsbezirk ausgedehnt, und es sind auch hier in den überwiegend polnischen Kreisen mehrfache Versuche gemacht worden, die polnische Bevölkerung unter wahren und falschen Vorgaben zum Aufstand und Kampf gegen die deutschen Bewohner zu bewegen. Diese teilweise nicht ohne Einfluß gebliebenen Versuche haben die Deutschen mit allgemeinem Unwillen, aber auch mit banger Besorgnis vor den drohenden Unruhen und Gewalttaten, deren Bild die benachbarte Provinz Posen so schreckend darbietet, erfüllt. Mit der veranlaßten Verhaftung der Agitatoren legte sich die polnische Bewegung, und es lehrte Beruhigung in die besorgten Gemüter zurück. Leider ist dieser Zustand aber kein dauernder gewesen, und es kann namentlich wohl nur den Bestrebungen der katholischen Geistlichkeit in der Osterzeit zugeschrieben werden, wenn der Bahn von neuem erzeugt ist und Glauben gefunden hat, daß die katholische Religion gefährdet werden solle. Hierdurch sind auch die polnischen Bauern und andere Einwohner, welche sich bisher als der erregten Bewegung abgeneigt bewiesen hatten, veranlaßt worden, sich derselben anzuschließen. Dieselbe findet daher jetzt

bei der polnischen Bevölkerung eine fast allgemeine Teilnahme, und mit neu erwachter, nicht unbegründeter Sorge sieht die deutsche Bevölkerung in den beteiligten Kreisen der nächsten Zukunft entgegen.“ In beinahe allen Orten hatten sich Sicherheitsvereine gebildet und schon durch Zerstreung von Volksaufläufen mehrfach Gelegenheit zur Bewährung ihres wohlthätigen Zweckes gehabt. Doch diese Tumulte, wie in Neuenburg, Neme, Deutsch-Eylau und Marienwerder, „hatten nur die Erreichung von Privatzielen zum Grunde, ohne politische Tendenz“. Nur wiederholte Exzesse des Polentums in Grabia, Kreis Thorn, hatten „unstreitig einen politischen Charakter“, und hier mußte Militär die Ruhe herstellen. Zahlreich waren wieder die Übertritte aus Polen, teils aus Sorge vor dem Militärdienst, teils, weil den Leuten vorgespiegelt war, es sei in Westpreußen ein Polenreich entstanden, dem sie sich anschließen sollten (März-April). In den meisten Städten gingen aus den Sicherheitsvereinen und Schützengilden später Bürgerwehren hervor, die, mit Piken oder Musketen aus den Militärdepots ausgerüstet, sich für ihren Beruf durch fleißiges Exercieren vorbereiteten. Zum aktiven Einschreiten kam jedoch nur die in Löbau, wo am 30. Juni bei der Ersatzaushebung unter den Kantonten eine Schlägerei ausbrach. Am folgenden Tage erneuerten sich die unruhigen Auftritte und nahmen so ernsthaften Umfang an, daß Militär requiriert werden mußte, einige Auführer auf dem Platze blieben und es auf beiden Seiten Verwundete gab. Im Lauf der folgenden Untersuchung sollte sich mehr und mehr herausstellen, daß diese von polnischen Hezern angezettelten Ereignisse ihre Ursache in der Zwietracht der nationalen Parteien gehabt hatten (Juli-August). In den Grenzbezirken gewann dann die Liga Polski an Ausdehnung und Leben. Die Deutschen besorgten, daß unter dem Deckmantel belehrender Verhandlungen zur Hebung der niederen Volksklassen polnischer Nationalität nur eine neue Insurrektion vorbereitet wurde. Die Behörde widmete den Zweigvereinen gebührende Aufmerksamkeit, wollte sich jedoch, solange sie nicht zu verbreche-

rischen Taten übergangen, jedes das freie Vereinigungsrecht verletzenden Einschreitens enthalten (September-Oktober). — So tief steckte den deutschen Beamten der demokratische Idealismus im Blute!

Die Bilanz für das Polentum war mithin auch hier eine dürftige. Es war durch Vorschübung kirchlicher Motive gelungen, vorübergehend auch weitere, bisher passive Kreise in eine durch die Nervosität der Deutschen vermutlich aufgebauschte Aufregung zu versetzen, die zunächst aber nur dem Donnergrollen eines noch fernen Gewitters glich, und in einer Stadt unter erregten, z. T. wohl nicht gerade willigen Elementen einen groben Exzeß hervorzurufen. Die polnische Wissenschaft räumt ein, daß das „tolle Jahr“ für die polnische Sache mit einer „Ernüchterung“ endete, die zugleich zu einer Abdankung der krankhaften revolutionären Romantik der Adelsclique führte, an deren Stelle der Gedanke des Realismus, der legalen Aufbauarbeit trat. Nach den Neuwahlen von 1849 zogen nur drei polnische Abgeordnete aus Westpreußen in die zweite Kammer ein, ohne sich dem Protest ihrer Posener Kollegen gegen die revidierte, die Anteilbarkeit des preussischen Staatsgebietes bekräftigende Verfassung durch Mandatsniederlegung anzuschließen, da sie noch „auf dem staatsrechtlichen Boden des Wiener Kongresses“ standen. Der Liga Polski machte bald ein Verbot ein Ende. Andererseits wurde freilich der Beginn wirtschaftlicher und kultureller Konsolidierung den Polen in der Reaktionszeit, die nun einmal in Adel und Kirche die unentbehrlichen Stützen des Thrones sah, durch die Auslieferung der Volksschule an den Klerus und die unangefastete Fortgeltung der polnischen Unterrichtssprache wesentlich erleichtert, die Infektion der unteren Volksschichten mit deutschfeindlicher Gesinnung geradezu provoziert.

Sonach war für den Januaraufstand von 1863, der auch für den russischen Anteil Polens den Abschluß der revolutionären Abenteuer bedeutet, der Akt verhältnismäßig gut vorbereitet, zumal diese Insurrektion wesentlich demokratischere Zugmittel als die früheren verwendete und von einem Teil des Adels

im Anfang geradezu abgelehnt wurde. Trotzdem war ihr Echo in Westpreußen schwach. Eigentlich spricht der Provinz der Oberbefehlshaber der Woivodtschaft Plock, Padlewski, selbst das Urteil, denn er klagte fortwährend über die mangelnde Teilnahme seines Bezirks wegen der Nachbarschaft Preußens, drohte mehrfach mit seinem Abschied und begründete diesen Wunsch mit dem Ausbleiben jedes Zuzugs aus dem preussischen Gebiet. Ende April schrieb er dem „Regierungskommissar für Westpreußen“ — gemeint ist wohl Lukaszewski, der den stolzen Titel eines „bevollmächtigten Kommissars im preussischen Teilgebiet“ trug —: „Obgleich ich wiederholt durch Nachrichten getäuscht worden bin, welche die Ansammlung von Mannschaften in Westpreußen ankündigten, und obgleich zuwider allem Anslande noch kein einziger Mann aus dieser Landschaft herübergekommen ist, bin ich bereit zu glauben, daß nicht Mangel an Patriotismus oder an Mut, sondern lediglich die Inkongruenz meiner Anordnungen der Grund davon gewesen ist.“

Trotzdem führt Inchiński unter den großenteils mit ihrer Heimat aufgeführten „Opfern der Jahre 1863 und 1864“ auch etwa drei Duzend Westpreußen an, doch keinen einzigen von Bedeutung, kleine Leute, ein paar Gymnastisten usw. Zudem sind seine Angaben durchaus unzuverlässig. Das mit sieben Streitern beteiligte Opok existiert nicht und ist offenbar Verwechslung mit dem gleichnamigen Ort im Kreise Hohensalza, was zur Gewisheit wird, da den nach Sibirien verbannten, dort heimischen Stanislaw Rozłowski-Karwowski als Sohn jenes Kreises bezeichnet. Obendrein lag die Initiative wieder in den Händen Fremder. Führer des in der Nacht vom 22. zum 23. März in Polen eindringenden westpreussischen Kontingents war der einer Hugenottenfamilie entstammende Edmund Callier, Sohn des einstigen Biber Kreissekretärs (Limanowski 459). Die in Elsenau (Kr. Schlochau) sich sammelnde Mannschaft, die am 22. April, nachts, über die Grenze ging und sofort von überlegenen russischen Kräften zerprengt wurde, befehligte der 1861 aus Warschau zugewanderte Kapitän Heinrich Lowinski

(Szermetowski). Erheblichen Anteil hatten westpreussische Überläufer an dem Treffen von Ignacew (Kr. Konin), wo am 8. Mai die Abteilung des geschickten Bandenführers Edmund von Taczanowski aus Choryn (Kr. Kosten) der feindlichen Übermacht des Generals Krainokucki erlag. Limanowski verschweigt nicht, daß die stärksten Kräfte sich längs der Posener Grenze zeigten, wo die nationale Organisation eine eifrige Tätigkeit entfaltete und bedeutende Verstärkung (znaczone posiłki) den Kongreßpolen sandte, also ein anderes Bild bot als unsere Provinz. Ausnahmen, auch in materieller Hinsicht, kamen freilich vor. Der Gutsbesitzer A. v. Przybulski-Targowisko (Kr. Löbau) wurde durch die gebrachten Opfer zum Verkauf seines Besitztums in deutsche Hände genötigt.

Prüfen wir auf Grund der amtlichen Schilderungen, ob es Ausnahmen waren. In ihnen wird mehrfach die Beschlagnahme von Waffen- und Munitionsendungen nach Polen in Elbing und Thorn, einmal wohl durch Gutspächter v. Kalkstein, erwähnt (Bericht der Regierung zu Danzig f. März-April 1863). Die Staatsorgane ergriffen ihre Vorsichtsmaßnahmen. Das Generalkommando sagte auf dringendes Ersuchen des Landrats die militärische Belegung von Pr.-Stargard mit Rücksicht auf die Stimmung des Polentums zu (desgl. f. Febr.-März 1864). In Thorn wurde die Polizeiverwaltung den schlaffen städtischen Behörden bis Anfang 1865 entzogen und dem Landrat übertragen. In den Grenzkreisen mußten Militärpatrouillen zur Anschädlichmachung des aus Polen eingeströmten Gesindels eingesetzt werden. Überhaupt erforderte eine beklagenswerte Demoralisation der unteren Volksklassen höchste Aufmerksamkeit. Auf der anderen Seite wurden Gutsbesitzer v. Rozyccki-Druszyń und Schmiedemeister v. Swideriski-Strasburg in Rußland wegen Begünstigung eines Flüchtlings verhaftet. Die Polen bekundeten ihre Sympathie durch den Gebrauch der Nationaltracht, die von den Damen nach dem unglücklichen Ausgang mit Trauergewändern vertauscht wurde. Noch im Mai-Juni 1865 erschienen bei dem Erbschaftsgeschäft im Kreise Stargard einige

Rantonisten aus verschiedenen Dörfern mit polnischen Kofarden an den Mützen. Bei den Wahlen zum Abgeordnetenhaus im Herbst 1863 erlangten die Polen einige Erfolge durch die politische Zersetzung der deutschen Front (Konfliktzeit!). In Berent-Stargard siegte neben einem Liberalen als ihr Abgeordneter der bischöfliche Syndikus Wagner-Pelplin infolge eines Kompromisses, nachdem die Konservativen ein solches mit der Fortschrittspartei zur Wahl je eines Vertreters „entschieden“ zurückgewiesen hatten. In Neustadt-Karthaus wurden Gutsbesitzer v. Tokarski und Kreisrichter v. Bolewski gewählt. Bei fast gleicher Wahlmännerzahl war die ganze Wahlbewegung „nur eine nationale und keine eigentlich politische“. Der Vorsprung der Polen wurde „neben dem Einflusse, den hierbei sowohl die polnisch-katholische wie auch die deutsche katholische Geistlichkeit in gemeinsamen Interesse ausgeübt“ hatte, hauptsächlich der größeren Rührigkeit und gegenwärtig größeren Erregtheit der polnischen Nationalität beigemessen. Denn es erneuerte sich mehrfach das bekannte Bild der Hineinmischung kirchlicher Momente. So galt Pfarrer Marencki-Sullenschin (Kr. Karthaus) als Anstifter der „nur mit geringem Erfolge“ dort versuchten Geldsammlungen. Aus den Kreisen Kulm, Ronik, Marienwerder, Strassburg und Thorn fanden die Insurgenten in den Osterfeiertagen 1864 und Ultimo März Zulauf. Besonders erfolgte aber im Kreise Löbau Ende des Monats eine Ansammlung im Forst bei Rybno, wo die Anwesenden nach einem Gottesdienst vereidigt wurden. Dann marschierten nachts etwa 200 Mann und 30 Reiter zur Grenze, wurden aber sogleich abgefangen, darunter der nachher stechbrieflich verfolgte, dem Pfarramt in Rumian beigeordnete Klostergeistliche Dutkiewicz aus Lonk. In Kulm hatten die Angeordneten schon am 16. März die Absolution empfangen und gingen größtenteils an den Osterfeiertagen „direkt aus der Kirche ab“, verspäteten sich aber und kehrten zurück. Durch militärische Vorkehrungen wurden die Züge teilweise verhindert. Nur 375 Köpfe gelangten bei Sluzewo über die Drewenz und bei

Lautenburg über die Soldau auf russischen Boden, wo sie mit wenigen Ausnahmen der Vernichtung anheimfielen. Die designierten Offiziere, der Franzose Antoine Jovignot und der defertierte Leutnant v. Puttkamer vom Infanterieregiment Nr. 42, wurden verhaftet, ebenso der Geistliche Tarnowski-Walcz, mehrere Organisten, Handwerker und Gutsbesitzer wegen Teilnahme an den Werbungen. Viele Söldlinge waren nach Empfang des Handgeldes einfach heimgekehrt. Bei der völligen Pleite dieser Züge hatte die Bewegung unter der polnischen Landbevölkerung bedeutend abgenommen, deren Tätigkeit zudem durch die Frühjahrsbestellung beansprucht wurde.

1863 heißt es noch aus Marienwerder: „Die öffentliche Stimmung wird jetzt besonders in den ehemals herzoglich Warschauer Kreisen durch die polnische Insurrektion beherrscht. Eine tätige Beteiligung ist aber selbst bei der polnischen Bevölkerung, von einzelnen Gutsbesitzern abgesehen, in keinem Falle zu erwarten“ (Januar-Februar). „Die in den letzten Wochen von Kulm und Thorn aus vorgekommenen Zuzüge zu den polnischen Insurgenten sind der fortwährenden Agitation einzelner Edelleute zuzuschreiben. Die Zuzügler waren Bediente, Köche, wenige Knechte, Gesellen und Gymnasiasten. Unter der Menge der polnischen Land- und Stadtbevölkerung sind keine Sympathien für die Insurrektion vorhanden.“ Ein Haufe von zweihundert Mann wurde gleich nach dem Übertritt am 23. April von den Russen zerstreut (März-April). „Die polnische Landbevölkerung nimmt an den Ereignissen jenseits der Grenze geringen Anteil. Die Zuzüge zu den Insurgenten haben zeitweise aufgehört“ (Mai-Juni). „Das Interesse für den Aufstand in Polen hat anscheinend bedeutend abgenommen. Zuzüge . . . sind nicht vorgekommen“ (Juli-August). „Die öffentliche Stimmung ist im allgemeinen, selbst in den ehemals polnischen Landesteilen, als eine ruhige zu bezeichnen“ (September-Oktober). „Das Interesse für den Aufstand . . . ist beinahe vollständig geschwunden“ (November-Dezember). „Die Insurrektion in Polen ist wieder im



Zunehmen begriffen.“ Der Zuzug hat sich vermehrt, doch „den gebildeten Ständen angehörige Flüchtlinge haben sich nicht bemerkbar gemacht“. Im Kreise Konig sollte vornehmlich unter den designierten Heerespflichtigen geworben worden sein (Januar-Februar 1864).

Aus Danzig seien folgende Bemerkungen wiedergegeben: „Im allgemeinen herrscht unter der polnischen bäuerlichen Bevölkerung . . . Gleichgültigkeit gegen die Ereignisse in Polen. Von dem gebildeteren und wohlhabenderen Teile der polnischen Bevölkerung werden dagegen diese Ereignisse mit großer Aufmerksamkeit verfolgt; es sind jedoch Agitationen im polnischen Interesse nicht sichtbar hervorgetreten“ (Januar bis Februar 1863). Die Stimmung ist fortbauend ruhig. „Auch unter der polnischen Bevölkerung . . . sind weder Agitationen bemerkt, noch tatsächliche Beteiligungen an dem polnischen Aufstande durch Geldsammlungen oder durch Entsendung persönlicher Teilnehmer bekannt geworden“ (März bis April). „Die Zustände in Polen erregen unter der polnischen Bevölkerung . . . i. g. und namentlich unter den bäuerlichen Grundbesitzern nach wie vor nur geringes Interesse“ (Mai bis Juni). „Das Interesse für die Insurrektion in Polen hat sich i. g. noch mehr vermindert, seitdem die eifrigsten Agitatoren der polnischen Partei auf Unordnung des Staatsgerichtshofs zum Untersuchungsarrest abgeführt worden sind und der Aufstand sich immer mehr als hoffnungslos herausgestellt hat“ (Juli bis August). In Bezug auf die polnische Insurrektion sind Agitationen im polnischen Nationalinteresse zwar nicht weiter bekanntgeworden, jedoch läßt sich nicht annehmen, daß das Interesse für dieselbe . . . bereits erloschen sei. Die gebildeten Polen sehen den öffentlichen Untersuchungsverhandlungen des Staatsgerichtshofes mit großer Spannung entgegen“ (November bis Dezember), was für Juli bis August 1864 wiederholt wurde, denn es waren auch Angehörige des Danziger Departements beteiligt. Unter den Deutschen erregte das Auftreten der Verteidigung einen unangenehmen Eindruck, „da an dem Streben der polnischen Insurrektion, das polnische

Reich in den Grenzen von 1772 wieder herzustellen, kein Deutscher zweifelt“. In Bezug auf die Insurrektion hat die Tätigkeit der polnischen Agitation „sich insbesondere in den Kreisen Berent und Stargard bemerkbar gemacht“, wo mehr als 100 Personen zur Teilnahme an den Zuzügen nach Polen verleitet, indessen größtenteils bereits wieder zurückgekehrt waren (März bis April 1864). „Die polnische revolutionäre Bewegung verliert immer mehr an Interesse und scheint auch von den entragiertesten Anhängern der Revolution als vollständig gescheitert aufgegeben zu werden“ (Mai bis Juni). „Das Polentum verhält sich hier jetzt still und stumm; dennoch fallen in den Kreisen Neustadt, Karthaus, Berent und Preussisch-Stargard die nationalen Elemente mehr ins Gewicht als die politischen“ (November bis Dezember). Die polnische Partei beobachtet eine sehr reservierte Haltung, obwohl sie unablässig bemüht sein soll, den Parteiblättern *Nadwislanin* und *Przyjacieli Ludu* (D. Volksfreund) Verbreitung zu schaffen. Diese Blätter sind unausgesetzt bestrebt, „die polnische und konfessionelle (katholische) Frage zu identifizieren und bilden — namentlich unter katholischen Geistlichen und Lehrern — den wirksamsten Vereinigungspunkt derjenigen Kräfte, welche den Bestrebungen der Staatsregierung für die Erhaltung deutscher Sprache und deutschen Wesens . . . entgegenwirken“ (November bis Dezember 1865).

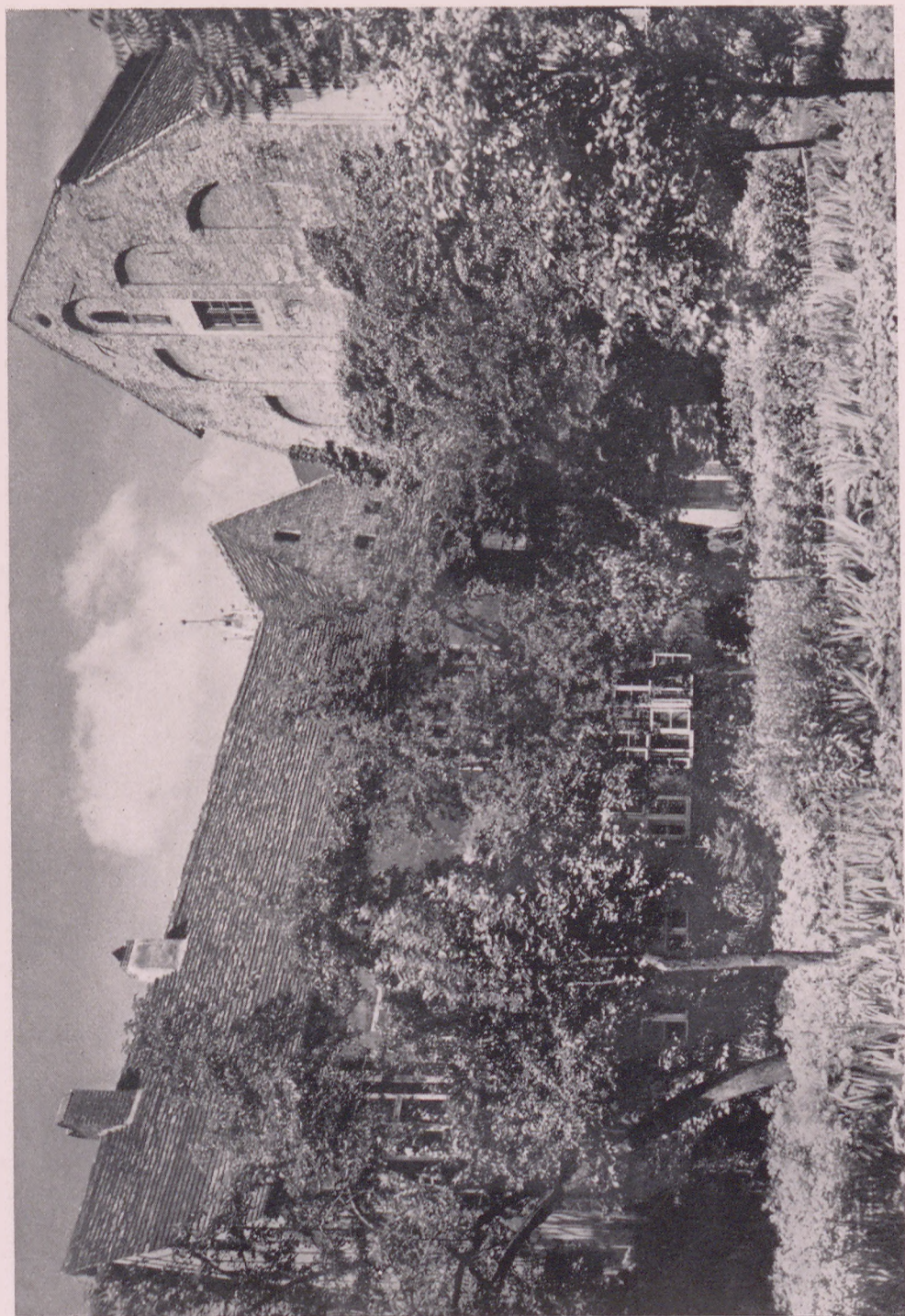
Das Polentum nahm „eine sehr reservierte Haltung“ ein, denn es hatte seine Taktik geändert. Die Epoche der Aufstände war zu Ende, die Hoffnung auf die Westmächte hatte immer von neuem getrogen. Sie war an Westpreußen mit geringen Ausnahmen einer oft bloß platonischen Teilnahme abgeprallt, ohne den Kern des Volkes in seiner Treue zu erschüttern. Erfolg verhieß hier nur die nun einsetzende Phase der organischen Arbeit, die zur Irredente führen sollte mit dem Umweg über die Kirche (Kulturkampf!), den Sprachenkonflikt infolge Verärgerung der lange verwöhnten polnischen Bevölkerungsteile durch die verspätete Eindeutschung der Schule seit 1864 und besonders seit 1871, und vor

allem durch die wirtschaftliche Emanzipation, die Hineintragung aufpeitschender Kampfsparolen gegen die tüchtigeren und darum wohlhabenderen Deutschen. Die Polen wußten, daß die Zeit für sie arbeitete, besand sich die Regierung doch in der Defensiv, nur auf die „Erhaltung

deutscher Sprache und deutschen Wesens“ bedacht. Aber alle diese Reizmittel führten nicht bis zum endgültigen Trennungsstrich von Preußen, wie die Abstimmung vom 10. Juli 1920 mit 50% prodeutscher Stimmen unter der polnisch redenden Einwohnerschaft erwies.

#### Schrifttum:

- Anlage-schrift des Staatsanwalts beim Königl. Kammergericht Berlin (1847). (Julius Cäardt.) Berlin und St. Petersburg, Leipzig 1880.
- Fischer, Paul: Erinnerungen an den Polenaufstand von 1848. Graudenz 1900.
- Historja ruchu narodowego od 1861 do 1864 (Geschichte der nationalen Bewegung). 2 Bde. Lemberg 1882.
- Hübner, Hans: Westpreußen im polnischen Aufstand 1794. Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins 1925.
- Laubert, Manfred: Die preußische Polenpolitik 1772—1914. Berlin 1920.
- Der polnische Irredentismus 1813. „Der Oberschlesier“ 1936.
  - Westpreußen im 19. Jahrhundert, in E. Keyser: Der Kampf um die Weichsel. Berlin und Leipzig 1926.
  - Die politische Korrespondenz des Generalkommissionspräsidenten Freiherrn v. Schroetter in Marienwerder mit dem Ministerium des Innern 1830/31. Grenzmark. Heimatblätter 1926, 21—34.
  - Das Übergreifen der Posener polnischen Aufstandsversuche vom Winter 1845/46 nach Westpreußen. Altpreußische Forschungen, Jg. 13, 234—265.
- Limanowski, Bolesław: Historia Powstania Narodu polskiego 1863—1864 r (Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes). 2. Auflage. Lemberg 1909.
- Lukaszewski, J.: Zabór Pruski w Czasie Powstania Styczniowego 1863—1864 r (Der preußische Gebietsanteil in der Zeit des Januaraufstandes). Jassy 1870.
- Ministerium des Innern: Denkschrift über die Ereignisse im Großherzogthum Posen. Berlin 1848.
- Polen, Entwicklung und gegenwärtiger Zustand. Bern 1918.
- Szymański, Joh.: Polska Myśl polityczna w Zaborze pruskim (Die polnische politische Idee im preußischen Anteil). Posen und Warschau 1919.
- Trępczyński, Włodzimierz: Dwa Powstania Poznańskie Rok 1846 i 1848 (Zwei polnische Posener Aufstände). Warschau 1907.
- Zychliński, Theodor: Wspomnienia z roku 1863 (Erinnerungen aus dem Jahre 1863). Posen 1888.
- Zeitungsberichte der Regierungen zu Danzig und Marienwerder. Rep. 89 B. X im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.



Giebelseite des Geburts- und Elternhauses Heinrich von Kleists in Frankfurt/O.  
In Briefen an Wilhelmine von Zenge spricht Kleist 1801 von Erinnerungen an diesen Garten



Christian von Kleist

# Heinrich von Kleist

## Der Individualismus und seine Überwindung

Fällt heute das Wort Individualismus, entsteht sofort der konträre Begriff: Kollektivismus. Die in diesen Begriffen enthaltenen Gegensätze finden ihre Versöhnung, Begrenzung und Auflösung im Begriff der völkischen Gemeinschaft; denn der einzelne soll sein Wesen nicht in der Absonderung, sondern in der Einordnung in die Gemeinschaft erfüllen. Dadurch wird sowohl ein Individualismus, wie er zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Namen Friedrich Nietzsche, Max Stirner, Oskar Wilde und andere repräsentiert wurde, überwunden, wie auch ein Kollektivismus nach marxistischem Prinzip, in welchem der einzelne nur Glied der Masse ist.

Das Problem des Individualismus und Kollektivismus war zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, also zur klassischen und romantischen Zeit noch unbekannt. Man sah wohl in der harmonischen Ausbildung der Persönlichkeit nach Goethes großem Vorbild ein Ziel für den einzelnen, aber es klaffte noch nicht, wie oft in unseren Tagen, der Gegensatz und die Feindschaft zwischen dem einzelnen und der Masse. —

Der erste, welcher diesen Gegensatz und Zwiespalt schon in jener Epoche erkannt, tragisch erlebt und gestaltet hat, ist Heinrich von Kleist. Er steht deshalb einsam und völlig einmalig in der Geschichte der deutschen Dichtung. Der abgeklärten, strengen und reinen Form der Klassik ist er ebensowenig zugehörig, wie der Phantastik und dem Spielerischen in der romantischen Kunst. Seine eigenwillige Persönlichkeit, ihre Problematik und Tragik, bleibt seinen Zeitgenossen fremd. Seine Werke, die aus dem Weltleid, aus der Urgewalt tragischen Schicksals geboren wurden, stehen dem Lebensgefühl eines Hebbel und Strindberg

näher als seiner Zeit. Man beginnt eigentlich erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts, etwa hundert Jahre nach seinem Tode, seine Dichtung aufs neue erstehen zu lassen. Es ist die Zeit, in der die Einsamkeit Zarathustras, der Individualismus und die Psychologie Friedrich Nietzsches allmählich in die Massen dringt. Erst die Methoden und Errungenschaften moderner Forschung erschließen Kleists Persönlichkeit und Werk.

Die Zeit seines Schaffens ist zusammengedrängt in wenige Jahre gesteigerter Produktivität. Zuerst muß sein erwachendes Persönlichkeitsbewußtsein die Schranken der Tradition, die Vorurteile seiner Familie und seines Standes durchbrechen, um sich als Individuum zu begreifen. „Ich bin fest entschlossen“, schreibt er an seine Braut Wilhelmine von Zenge am 13. November 1800, „den ganzen Adel von mir abzuwerfen. Viele Männer haben geringfügig angefangen und königlich ihre Laufbahn beschlossen.“

Schon im Jahre 1799 hat er die militärische Laufbahn verlassen und stürzt sich in das Studium der Wissenschaften und Philosophie. Keine praktischen Erwägungen seiner Verwandten können ihn davon abhalten, der inneren Stimme seiner Berufung zu folgen. In einem langen Brief an seinen einstigen Lehrer Christian Martini, legt er im März 1799 die Gründe seines Entschlusses auseinander. Die Militärzeit erscheint ihm als eine Reihe verlorener Jahre, in welchen er sein Menschentum nicht entfalten konnte: „Ich war oft gezwungen zu strafen, wo ich gern verziehen hätte, oder verzieh, wo ich hätte strafen sollen, und in beiden Fällen hielt ich mich für strafbar. In solchen Augenblicken mußte natürlich der Wunsch in mir entstehen, einen Stand zu verlassen, in welchem ich von zwei ent-

gegengesetzten Prinzipien unaufhörlich gemartert wurde, immer zweifelhaft war, ob ich als Mensch oder als Offizier handeln mußte.“

Wahrheit und Bildung sind ihm jetzt, einem Schüler der Aufklärung, höchste Ziele. Eine bescheidene Häuslichkeit mit Wilhelmine, am liebsten im Auslande in der französischen Schweiz, die ihm die Möglichkeit weiterer Ausbildung und inneren Fortschreitens gewährt, erscheinen ihm als vollkommenes Glück. An seine Schwester Ulrike schreibt er: „Unaufhörliches Fortschreiten in meiner Bildung, Unabhängigkeit und häusliche Freuden, das ist es, was ich unerläßlich zu meinem Glück bedarf.“ Und an Wilhelmine von Zenge: „ . . . aber Liebe und Bildung sind zwei unerläßliche Bedingungen meines künftigen Glückes.“

In dieser Zeit erscheint Kleist noch durchaus individualistisch, ein wenig bürgerlich, mit humanem Bildungstreiben. Doch ist dieses nicht das entscheidende Merkmal auch schon auf dieser Bildungsstufe. Es erfüllen ihn bereits künstlerische Erlebnisse und die Neigung zur Schriftstellerei. Er wehrt sich dagegen, ein Amt zu übernehmen, um sich als Schriftsteller betätigen zu können. „Da stünde mir nun für die Zukunft die ganze Schriftstellerei offen. Darin fühle ich, daß ich sehr gern arbeiten würde.“ (An Wilhelmine von Zenge am 13. November 1800).

Der künftige Dichter zeigt sich schon in den Briefen von der Würzburger Reise. Für alle Naturschönheiten hat er ein lebendiges Organ. Eine Schilderung der Schönheit des Main: „Geradeaus strömt der Main von der Brücke weg, und pfeilschnell, als hätte er sein Ziel schon im Auge, als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wolle er es ungeduldig auf dem kürzesten Wege ereilen — aber ein Rebenhügel beugt seinen stürmischen Lauf, sanft aber mit festem Sinn, wie eine Gattin den stürmischen Sinn ihres Mannes, und zeigt ihm mit edler Standhaftigkeit den Weg, der ihn zum Meer führen wird — und er ehrt die bescheidene Warnung und folgt der freundlichen Weisung, und gibt sein voreiliges Ziel auf und durchbricht den Rebenhügel nicht, sondern umgeht ihn, mit beruhigtem Lauf, seine blumigen Füße ihm küßend.“ —

Auch Kleists musikalische Begabung spricht sich in dieser Zeit an einer anderen Stelle aus: „Aber ich höre zuweilen, wenn ich in der Dämmerung, einsam, dem wehenden Athem des Westwindes entgegengehe, und besonders wenn ich die Augen schließe, ganze Konzerte, vollständig, mit allen Instrumenten von der zärtlichen Flöte bis zum rauschenden Contra-Violon.“

Der Durchbruch zum Dichter aber vollzieht sich in ihm erst durch die Erschütterung, die ihm das Studium Kants brachte. Die Kantische Philosophie, die die Autonomie der Vernunft begründet, ihr gleichzeitig aber ewige Grenzen zieht, führt Kleist zu einer Verzweiflung an den Prinzipien dieser selben Vernunft. Denn das Letzte, „das Ding an sich“, bleibt der Erkenntnis verschlossen. Sein Wesen aber drängte zur Wahrheit, zum Letzten, Einmaligen und Absoluten. In tiefer Verzweiflung schreibt er an seine Schwester Ulrike: „Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urteilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, sind grün — und nie würden sie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas hinzutut, was nicht zu ihnen, sondern dem Auge gehört. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist das das Letzte, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nicht mehr — und alles Bestreben, ein Eigentum zu erwerben, das auch in das Grab folgt, ist vergeblich.“

Aus dieser Erkenntnis erwächst für Kleist das tragische Weltgefühl. Er negiert jetzt die Machtbefugnisse des Verstandes und verläßt die Ideale der Wissenschaft. „Ich habe mich zwingen wollen zur Arbeit, aber mich efelt vor allem, was Wissen heißt.“ Im Handeln und im Gefühl sieht er jetzt nur noch Erstrebenswertes. „Ich kann dir nicht beschreiben, wie ekelhaft mir ein wissender Mensch ist, wenn ich ihn mit einem handelnden vergleiche. Kenntnisse, wenn sie noch einen Wert haben, so ist es nur insofern, als sie vorbereiten zum Handeln. Aber unsere Gelehrten, kommen sie wohl vor allem

Vorbereiten jemals zum Zweck?" Und nach Jahren schreibt er noch an seinen Freund Rühl: „O, der Verstand, der unglückselige Verstand! Folge deinem Gefühl!“

Um diese Wandlung, das neue Weltgefühl und die neue Weltanschauung Kleists zu verstehen, verweise ich auf ein Buch des modernen russischen Denkers Leo Schestow „Auf Hiobs Wage“ (Verlag Lambert Schneider, Berlin). Schestow setzt sich mit der traditionellen Schulphilosophie auseinander, die die Prinzipien und Evidenzen der Vernunft zu obersten Instanzen erhebt. Er weist nach, daß darin eine Begrenzung und Einengung des Lebens erfolgt und daß gerade der Zwiespalt, der Widerspruch, das „Leid“, die „Laune“ wesentlich und niemals von der Vernunft her zu erklären möglich ist. Einer „vernünftigen“ Weltanschauung bleibt das Geheimnis und der Widerspruch von Leben und Tod ewig verschlossen. Schon Euripides lehrt: „Wer weiß wohl, ob das Leben nicht ein Totsein ist, das Totsein aber Leben?“ — Schestow erzählt uns eine Legende vom Engel des Todes, der dem Menschen neben seinen alten, ganz neue Augen gibt, mit denen er das Neue auf neue Art sieht, „nicht wie Menschen, sondern wie Wesen anderer Welten.“ „Dann sieht er, daß auf der neuen, dem Menschen bisher unbekanntem Wage das Leid Hiobs mehr wiegt als der schwere Sand des Meeres.“ Plotin sagt: „Dann aber muß man glauben, Es geschaut zu haben, wenn ein Licht plötzlich die Seele durchleuchtet hat.“

Solch eine „plötzliche“ Erleuchtung wird auch Kleist zuteil, auch er erhält die neuen Augen des Todesengels, nachdem er Kant gelesen hat und zum tragischen Dichter wird. Früher erschienen ihm Glück, Wahrheit, Bildung — höchste Ziele; jetzt sieht er, daß das Leid des Menschen mehr wiegt als der schwere Sand des Meeres, und daß dieses Leid in Widerspruch steht zur menschlichen Vernunft. Aber aus dieser neuen Sicht erfolgt nicht Resignation, sondern sie ist der Antrieb zur Schöpfung des tragischen Werkes.

Freilich, auch die Philosophie kennt neben der optimistischen die pessimistische Weltanschauung. Wir haben neben Epi-

kur die Schule der Stoa und einem Leibniz steht Schopenhauer gegenüber. Das Tragische aber ist nicht aus einer pessimistischen Philosophie zu erklären, sondern ist das Ergebnis eines tragischen Erlebens. Der Pessimismus, der das Leid der Welt „erkennt“, negiert es gleichzeitig als Illusion, als Schleier der Maja. Für den Tragiker jedoch bekommt das Leid positive Bedeutung. Der Pessimismus führt zu einem Fatalismus unkämpferischer, unfruchtbarer und asketischer Art. Die Folgen sind Nihilismus, buddhistische Weltabkehr, Flucht ins Nirvana, Abtötung des Willens, stoische Ruhe und Gelassenheit. Der Tragiker aber wird zum Schöpfer und Gestalter. Als Schaffender bejaht und überwindet er die Tragik des Lebens, wenn ihm auch der Sinn desselben verschlossen bleibt. An Rühl schreibt Kleist: „Es kann kein böser Geist sein, der an der Spitze der Welt steht; es ist ein bloß Unbegriffener! Lächeln wir nicht auch, wenn Kinder weinen?“ Und in der „Familie Schrockenstein“ spricht Sylvester die Worte: „Ich bin dir wohl ein Rätsel? Nun, tröste dich, Gott ist es mir.“ —

Für Kleist hat das Leben nun keinen anderen Sinn mehr, als etwas Großes zu schaffen und dann zu sterben. Er ist erfüllt vom Dämon seiner neuen Berufung, besessen von einem Schöpferdrang. An seine Schwester Ulrike schreibt er: „Kurz, ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große Tat. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann.“ Und an Rühl: „Komm, laß uns etwas Gutes tun und dabei sterben. Einen der Millionen Tode, die wir schon gestorben sind, und noch sterben werden. Es ist, als ob man von einem Zimmer in das andere geht.“

Die erwachende Produktivität Kleists versucht sich zuerst in der „Familie Schrockenstein“, um dann sofort zu den steilen Höhen des gewaltigen Dramas „Robert Guiskard“ zu streben. Das Ringen um die Vollendung dieses Werkes zeugt von titanischer Kraft und ist erfüllt vom Ehrgeiz, etwas Neues und Überragendes zu schaffen.

Eine Verschmelzung des antiken und modernen Geistes und eine neue Form des Dramas, die die Einteilung in Akte entbehrt, die Einheit des Ortes wahr und starke Momente symphonischer Musik aufweist, ist hier zu schaffen versucht worden. Der Individualismus der Renaissance und der Shakespeare'schen Tragödie ist überwunden. Der Genius eines großen Führers wird getragen vom Willen des Volkes, das wieder an der Handlung teilnimmt, wieder Chor im antiken Drama. Persönlichkeit und Masse verschmilzt zu einer Einheit.

Herrlich und bisher unerreicht ist auch die Bildkraft und der Rhythmus der Sprache. Es ist bekannt, daß Wieland der erste gewesen ist, der die Bedeutung des Werkes erkannt hat. Er schreibt: „Wenn die Geister des Aeschilos, Sophokles und Shakespeares sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleists Tod Guiskards des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt ist.“

Es ist Kleist nicht gelungen, dieses Drama zu vollenden. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, überstieg noch seine Kraft. In einem Anfall von Verzweiflung und Wahnsinn vernichtet er in Paris im Oktober 1803 sein Werk. (Das uns erhaltene Fragment schrieb er nach Jahren aus dem Gedächtnis nieder und veröffentlichte es im „Phoebus“).

Erschütternd sind die Briefe, die Kleist in dieser Zeit an Ulrike schreibt: „Ich habe nun ein halbtausend hintereinander folgender Tage, die Nächte der meisten miteingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu den vielen Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir die heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirn und tröstet mich „wenn jeder ihrer lieben Söhne nur ebensoviel täte, so würde unserem Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen.“ — „Was

ich Dir schreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben kosten, aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe mein Werk, soweit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt: und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin.“ — „Ich frohlocke bei der Aussicht auf ein unendlich prächtiges Grab. Oh Du Geliebte, Du wirst mein letzter Gedanke sein.“

Aber im Unbewußtsein lebt in ihm der Wille zur Gestaltung und Vollendung seines Werkes fort und hält ihn noch am Leben. Aus einem völligen körperlichen und seelischen Zusammenbruch findet er allmählich wieder Genesung und Kraft zum Schaffen. Zwar versucht er in den folgenden Jahren in Berlin und Königsberg sich einem praktischen Beruf zuzuwenden, denn sein kleines Vermögen ist längst aufgebraucht und er muß sich Existenzmittel schaffen. Bald aber erkennt er, daß das Dichten ihm eine Lebensnotwendigkeit ist, wenn auch sein Ehrgeiz von früher gebrochen scheint.

Am 20. März 1802 schrieb er an Wilhelmine von Zenge: „Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt Ehrgeiz. Es ist nur ein einziger Fall, in welchem ich zurückkehre, wenn ich der Erwartung der Menschen, die ich törichterweise durch eine Menge von prahlerischen Schritten gereizt habe, entsprechen kann. Der Fall ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Kurz, kann ich nicht mit Ruhm im Vaterland erscheinen, geschieht es nie.“ Jetzt nach dem Zusammenbruch am „Guiskard“ bekennt er an Kuhl in Königsberg am 31. August 1806: „Meine Vorstellung von meiner Tätigkeit ist nur ein Schatten von jener ehemaligen in Dresden. Die Wahrheit ist, daß ich das, was ich mir vorstelle, schön finde, nicht das, was ich leiste. Wäre ich zu etwas anderem brauchbar, ich würde es von Herzen gern ergreifen: ich dichte bloß, weil ich es nicht lassen kann.“ Indem aber sein Ehrgeiz und sein Selbstbewußtsein auf das Unerreichbare verzichtet und sich bescheidet zu dichten „bloß, weil ich es nicht lassen kann“, erreicht sein Talent Reife und Vollkommenheit. Die kommenden Jahre



in Dresden und in Berlin sind die produktivsten seines Lebens.

Die Bejahung des Todes um des Lebens willen, der Zweifel am Wert alles Endlichen und Individuellen, der Gedanke des Opfers für eine höhere Aufgabe und Idee wird Leitmotiv seiner Werke und Leitgedanke seines Lebens. Es ist auch ein Wesenszug der Religion: „Wer sein Leben erhält, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verlieret um Meinetswillen, der wird es gewinnen.“

In Kleists Werken können wir feststellen: solange das Individuum in Selbstbehauptung und Selbstverblendung gefangen ist, ist es der Schuld und dem Fluch aller Individuation unterworfen. In der „Familie Schroffenstein“ morden im Drange nach Selbstbehauptung die feindlichen Bruderstämme Rossitz und Warwand aus „Versehen“ ihre eigenen Kinder. Penthesilea zerfleischt in der Raserei ihres beleidigten Stolzes und Ehrgeizes mit ihren Hunden Achill; Michael Kohlhaas wird aus verletztem Rechtsgefühl zum Mordbrenner. So entstehen die tragischen Konflikte aus dem Behauptungstrieb des Individuums. Aber sie alle kommen zu einer Überwindung desselben. Die feindlichen Schroffensteiner versöhnen sich an der Leiche ihrer Kinder, Penthesilea stirbt in seliger Verzückung den Liebestod an der Leiche Achills und Kohlhaas geht mutig und gefaßt zur Hinrichtung, nachdem ihm Sühne und menschliches Recht zuteil geworden ist.

Besonders eindrucksvoll ist diese Wandlung beim Prinzen von Homburg. Anfangs bejaht er das Leben und hat Todesfurcht: „Oh, Gottes Welt, oh Mutter, ist so schön.“ — „Seit ich mein Grab sah, will ich nichts als leben und frage nicht mehr, ob es rühmlich sei.“ Dann aber erhebt groß in ihm die Todes- und Opferbereitschaft und der Glaube an die Unsterblichkeit:

„Num, oh Unsterblichkeit, bist du ganz mein.

Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen

Mir Glanz der tausendfachen Sonne zu.

Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern

Durch lichte Aetherräume schwingt mein Geist.“

Das Gegenstück zu diesen tragischen Gestalten ist der Dorfrichter Adam im „Zerbrochenen Krug“. In dieser Komödie konnte Kleist die Verschlagenheit, die List, die sinnliche Lebensfülle und Lebensbejahung mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit darstellen, die an Shakespeares Falstaff erinnert und wie es bisher in der deutschen Dichtung noch unbekannt war. Auch hier unterliegt der Intellekt des Adam und seine Schuld wird entlarvt. In das tragische Gesamtbild gehört auch die andere Seite: primitive Sinnlichkeit und Humor. Bekanntlich ist nur ein echter Tragiker auch ein guter Komödiendichter.

Zu Unrecht macht Goethe Kleist den Vorwurf, er gehe auf eine „Verwirrung des Gefühls“ aus. Die „Verwirrung“ wird nur durch den Individualismus, durch den Intellekt des Menschen hervorgerufen; aber in der Überwindung desselben geht das Gefühl in wunderbarer Reinheit und Eindeutigkeit hervor. Die „Verwirrung“ ist zwar die tragische Schuld, die Voraussetzung zu jener Reinigung. Sie ist gewiß ein sehr wesentliches Moment in den Werken Kleists: die Krankheit vor der Gesundheit, die Nachtseite vor dem Licht der Erlösung, die von Goethe sofort erkannt und als ihm wesensfremd abgelehnt wird. Daneben aber treten uns bei Kleist auch Gestalten entgegen, deren Gefühlsicherheit und Klarheit von Anfang an gegeben sind, so Hermann der Befreier und Robert Guiskard, die ihre Person ganz in den Dienst fürs Volk stellen und dadurch zu wahren Führern desselben werden, so auch beim Rätchen von Heilbronn, deren Liebe von Anfang an völlig Hingabe an den Geliebten ist.

Die Überwindung des Individualismus bei Kleist verdeutlicht eine Gegenüberstellung mit Shakespeare. Der Individualismus im Zeitalter der Renaissance spiegelt sich in den Werken des großen Briten. Seine Helden sind von ihren persönlichen Leidenschaften beseelt und beherrscht. Besonders eindrucksvoll in diesem Zusammenhang ist die Gestalt Ham-

lets. Über die zerschende Erkenntnis, daß die Welt aus ihren Fugen sei, kam er nicht zur Tat fortschreiten. Sein Wille ist durch den Verstand paralytisch. Dem Individualismus Hamlets ist deshalb jene Überwindung und Befreiung versagt.

Kleist als Tragiker ist der größte Gegensatz zur harmonischen Natur des alternden Goethe. An Schiller schreibt Goethe: „Ich kenne mich zwar selbst nicht genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte, ich erschreke aber bloß vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich bei dem bloßen Versuch zerstören könnte.“ Auch an Zelter schreibt er: „Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur konzilient ist.“

Auf den Gegensatz zwischen Goethe und Kleist kommt Philipp Witkop in seinem Buch „Heinrich von Kleist“ (Verlag Cotta, Nachfolger, Leipzig, Stuttgart) zu sprechen. Witkop geht von der Terminologie Nietzsches aus, von den Begriffen des Apollinischen und Dionysischen, oder vom Gegensatz des bildenden und musikalischen Künstlers. Für den ersteren seien die Gegensätze des Lebens ausgelöscht in der Welt der Erscheinung, im einzelnen Ding sei die Allgemeinheit enthalten. Goethe lehrt: „Wer nur das Besondere lebendig erfährt, erhält zugleich das Allgemeine mit.“ Das Weltbild dieses Künstlers ist das Geschaute, seine Weltanschauung ist harmonisch und vernünftig.

Für den dionysischen Künstler aber bestehe der Gegensatz, der Zwiespalt, die „Gebrechlichkeit“ des Lebens, weil die Idee oder das Göttliche sich für ihn nie rein in der gegenständlichen oder endlichen Welt offenbaren könne. Nur die Musik, die der gegenständlichen Welt entbehrt, könne deshalb das Allgemeine und Göttliche adäquat zum Ausdruck bringen. — (Kleists hohe Begabung für Musik erhellt hieraus.)

Aus dem Gegensatz des Apollinischen und Dionysischen wird verständlich, daß Goethe der Eigenart Kleists nicht gerecht werden konnte. Die „Penthesilea“, das dionysisch stärkste Werk Kleists, das er ihm „auf den Knien seines Herzens“ überbandte, mußte bei Goethe nur Ablehnung finden.

Der dionysische Künstler muß im Individualismus und Rationalismus eine Begrenzung und Einengung des Lebens sehen, denn für ihn wird das Gegenstandslose und Irrationale wesentlich. Wie ihm aus Leid und Zwiespalt nicht Negation sondern Lebensbejahung erwuchs, so aus dem Irrationalen das Erlebnis des Todes. Der Tod jedoch ist nicht Auflösung, nicht Verneinung, sondern Erlösung und Befreiung des Lebens. Beide, Leben und Tod, bedingen einander. — Der Tragiker Kleist ist dionysischer Künstler. Obwohl das Tragische in der Erkenntnis von Leid, Widerspruch und Gegensatz des Lebens seinen Ursprung hatte, fand es im Schöpferischen und Musikalischen den Weg zu letzter Bejahung, zur Überwindung der Gegensätze Leben und Tod.

Selten sind diese letzten Probleme tiefer erkannt und gestaltet worden als im Werke Kleists. Mit der Überwindung des Individualismus werden erst Recht und Ansprüche der Persönlichkeit begründet, denn die Persönlichkeit mündet in die Allheit des Lebens, das Individuum jedoch ist begrenzt und vereinzelt. Aus dem Fluch der Individuation, aus der Überwindung ihrer tragischen Einsamkeit findet die Persönlichkeit ihre Erfüllung im Leben der Gemeinschaft und erhält durch sie ihre verlorene Freiheit wieder.

Das Problem: Führer und Volk, Persönlichkeit und Gemeinschaft, findet in der „Hermannschlacht“ und im „Robert Guiskard“ seine Deutung und Gestaltung. In Hermann und Guiskard wollte Kleist dem deutschen Volke Vorbilder geben, das durch die napoleonischen Kriege niedergeworfen und zersplittert war. Aus der Einsamkeit seines Schaffens sucht er den Weg zur Gemeinschaft. Aber auch hierin liegt die Tragik seines Lebens beschlossen, daß selbst seine vaterländischen Dichtungen keinen Zugang zum deutschen Volke finden, und daß er vergeblich auf einen neuen Aufstieg und Sieg hofft. Kleists Dramen „Die Hermannschlacht“ und „Der Prinz von Homburg“ sind zu seinen Lebzeiten weder gedruckt noch aufgeführt worden. Zwar erlebte „Der Prinz von Homburg“ im Palais des Fürsten Radziwill eine private Auf-

führung, doch mißfiel die Todesfurcht des Prinzen, weshalb dem Stück die Berliner Bühnen verschlossen blieben. Von allen seinen Dramen ist „Der zerbrochene Krug“ in Weimar unter Goethes Leitung durchgefallen; nur „Das Rädchen von Heilbronn“ erlebte in Wien im März 1810 einen matten Beifall.

Da bleibt ihm als Erlösung und Befreiung nur noch der Tod, der Tod in Gemeinschaft mit einem geliebten Menschen. Denn die menschliche Einsamkeit überwindet auch das Erlebnis der Liebe. In ihrer Leidenschaft nach Einheit und Vollendung durchbricht sie die Schranken der Endlichkeit, findet keinen Raum im Widerspruch und Gegensatz dieser Welt und wird Todesahnung und Todessehnsucht. Agnes und Ottokar in der „Familie Schroffenstein“, Penthesilea und Achill, Jeronime und Joseph im „Erdbeben in Chili“ sind Beispiele hierfür. Erst in der Überwindung des Irdischen, erst im Tode finden diese Menschen die Erfüllung.

Dem dionysischen und musikalischen Genie angehörig, erlebt auch Kleist zuletzt die Entzückung des Todes wie Tristan und Isolde in Wagners Oper. Die Augen des Todesengels, die ihm seit seiner Verzweiflung an der Philosophie begleiteten, gaben ihm früh diese Todesweisheit und Todesbereitschaft. Die ganze Kraft seines kosmischen Gefühls strömt bei ihm ins Grenzenlose. Sein Freitod ist Heldentod für die Idee seines Werkes. Nicht Resignation und Schwäche sind die Motive seiner Tat. Sie ist der tragische Ausgang eines Genies, das seine Zeit nicht tragen konnte. Sie ist groß und prachtvoll wie der Sturz der Titanen. Man denke

an die letzten Worte der Prothoe an Penthesilea:

„Sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte.

Die abgestorbene Eiche steht im Sturm,  
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder

Weil er in ihre Krone greifen kann.“

Jauchzend geht Kleist in den Tod. Seine letzten Briefe sind Hymnen an ihn. An seine Base Maria von Kleist schreibt er am 12. November 1811: „Meine liebe Maria, wenn Du wüßtest, wie die Liebe und der Tod sich abwechseln, um die letzten Augenblicke meines Lebens mit Blumen, himmlischen und irdischen, zu bekränzen, gewiß, Du würdest mich gern sterben lassen. Ach, ich versichere Dich, ich bin ganz seelig. Morgens und abends knie ich nieder, was ich nie gekonnt habe, und bete zu Gott; ich kann ihm mein Leben, das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat, jeho danken, weil er es mir durch den . . . und wollüstigsten aller Tode vergütigt.“

Nachdem Kleist sein Leben an sein Werk verschwendet hat, befreit und überwindet er die Tragik desselben durch den „vollüstigsten aller Tode“. Am 21. November erschießt er sich am Kleinen Wannsee mit seiner Freundin Henriette Vogel. Die Worte Nietzsche: „Aber noch ist der Tod kein Fest. Noch lernten die Menschen nicht, wie man die schönsten Feste weicht“, finden in einer Ekstase des Sterbens schon bei Kleist Erfüllung. Über seinem Grab aber erseht sein Werk und leben die Worte des Prinzen von Homburg: „Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein.“

## Der Ruf der Dichtung in unserer Zeit

Es ist durchaus keine neue, aber eine zweifellos zutreffende Feststellung, daß unser gegenwärtiges Erleben größer ist als unser Fassungsvermögen. Was in den letzten drei Jahrzehnten und vornehmlich in den letzten sieben Jahren, von Deutschland ausgehend, in der Welt geschehen ist und heute geschieht, ist so gewaltig, daß wir uns bei dem Eingeständnis, es in seiner ganzen Größe und seiner Reichweite nicht vollends begreifen zu können, nicht zu schämen brauchen. Ja, gerade der geschichtsbewußte Mensch, der ein Bild der menscheitsgeschichtlichen Entwicklung in sich trägt, muß voller Ehrfurcht den Atem anhalten, wenn er die Weltwende, die wir erleben, zu begreifen versucht.

Die Maßstäbe, die wir aus der Betrachtung der Geschichte gewonnen haben, reichen nicht aus, um das zu werten, was wir selbst erlebten. Das Rad der Geschichte, das einmal schicksalvoll schwer und gemessen durch die Zeiten rollte, ist in ein rasendes Tempo gefallen und reißt uns mit sich hinweg. Jahrtausende erfüllen sich, Entwicklungen, die über Jahrhunderte reichen, werden vollendet oder vernichtet, alte Ideen werden neu geboren, neue Ideen überwinden Gedanken der Vergangenheit.

Daß das Wunder dieser Neuschöpfung des deutschen Lebens und der sich daraus folgernden Neuordnung der allgemeinen Gedankenwelt von einem einzigen Menschen ausgehen konnte, ist allein schon eine Tatsache, die verstandesmäßig nicht voll erfaßt werden kann. Die große Konzeption aber, nach der dieser Eine sein Werk begann und der Vollendung zuträgt, werden erst spätere Generationen in der Rückschau ahnend zu erkennen vermögen.

\*

Diese eindeutige Heraushebung der Gestalt und der Leistung des Führers aus dem Erlebnissbild der Gegenwart ist

deshalb hier in so betonter Weise geschehen, weil wir an ihr erst den Maßstab ablesen müssen, mit dem wir die Kunst, oder besonders die Dichtung unserer Zeit zu werten vermögen.

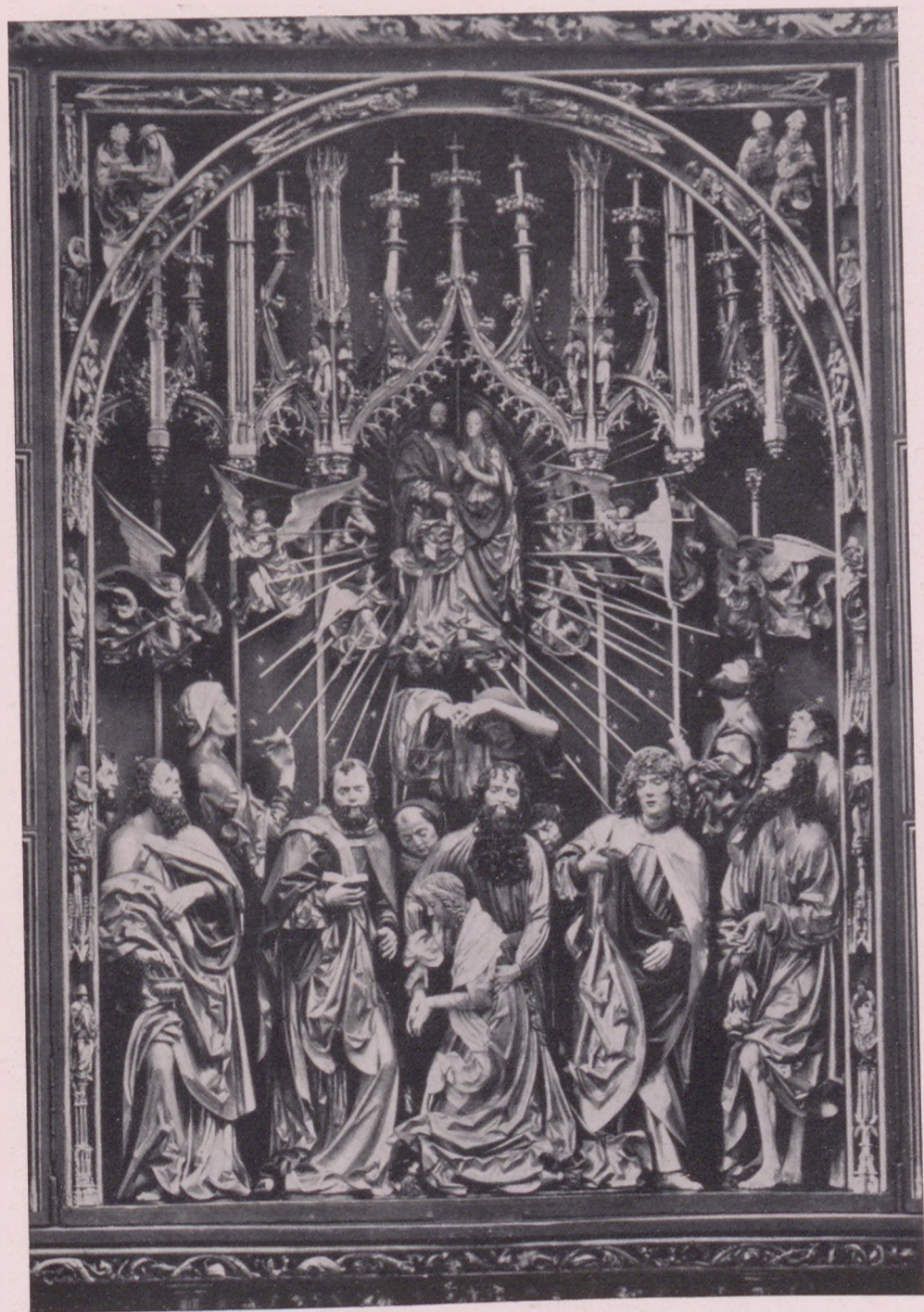
Der Künstler ist in seiner höchsten Ausprägung nicht nur der Gestalter unseres Zeiterlebens, er ist der seherisch vorausschauende Formbildner unserer Zukunft. Was in den Besten unter uns als Sehnsucht brennt, was wir in Träumen nur zu hoffen wagen, das darf in den Händen des berufenen Künstlers lebendige Gestalt annehmen.

Jeder überragende Staatsmann ist schöpferischer Künstler. Das Volk, das er führt, ist der Ton in seiner Meisterhand. Wäre er nicht Künstler, wie sollte er sein Volk in die doch immer nur seherisch zu erschauende Zukunft führen können?

Adolf Hitler ist als Künstler so genial wie als Staatsmann. Das bewirkt, daß er seinem Volk in doppelter Weise voraus ist. Als Staatsmann ruft er die ins Zukünftige schauenden Träume der Künstler zur Wirklichkeit. Als Künstler träumt er dieser Wirklichkeit erneut voraus. Das ist das Geheimnis seiner von uns ahnungsvoll erspürten Einsamkeit.

Von dieser Warte aus gesehen, können wir begreifen, warum wir heute noch keine Dichtung haben, die das Erlebnis unserer Zeit auch nur annähernd auszuschöpfen vermag. Es sind ja erst kaum zehn Jahre vergangen, seit wir als Volk bewußt in dieser Wende stehen, noch kürzer ist für die meisten unter uns die Zeit, in der sie selbst sich mit ihrem ganzen Denken in den Kraftstrom des neuen Werdens gestellt haben. Zehn Jahre aber sind nicht nur vor Gott wie ein Tag. Sie sind für uns selbst nur ein Hauch, wenn wir sie rückwärts betrachten.

Die geistige Wende dieses Jahrzehnts ist mit so ungeheurer Gewalt vorwärtsgeströmt und hat mit sich gerissen, was sich ihr willig darbot und



Zeit Stoß: Altar in der Krakauer Marienkirche



was sich ihr entgegenstemmte, daß sich in diesem Strom noch nichts zu setzen vermochte. Die Dichtung aber wächst vom Grunde her. Sie braucht die Kraftstoffe, die sich im Zeitenstrome setzen und das Fundament der Zeit bilden. Sie braucht zu ihrem Wachstum das Element der Ruhe. Der rasch dahinströmende Zeitgeist ist ihr nur Nahrung, nicht aber Wurzelgrund.

\*

Wollen wir nun die Wirkungen prüfen, die die Dichtung in unserer Zeit auslöst und wollen wir die Dichtung selbst mit den Maßstäben unserer Zeit zu messen versuchen.

Das deutsche Volk sieht sich in den schicksalvollsten Entscheidungskampf seiner Geschichte gestellt. In diesem Krieg geht es nicht nur um die militärische Vernichtung eines Gegners, nicht nur um die politische und wirtschaftliche Befreiung unsers Volkes, es geht um das kommende Jahrtausend. Die deutsche Revolution, die die Jahrtausendwende eingeleitet hat, hat ihre innerpolitische Bewährungsprobe bestanden. Auf den Schlachtfeldern in Polen, in Norwegen, in Holland, Belgien und Frankreich und wohin der Krieg auch getragen werden mag — überall dort legt die deutsche Revolution nun auch ihre außenpolitische Bewährungsprobe ab. Keiner Revolution der Weltgeschichte ist diese doppelte Probe erspart geblieben. Ohne den Sieg der deutschen Armeen also wäre alles verloren, was Deutschland in diesen sieben Jahren in einer gewaltigen Kraftanstrengung geleistet hat und wäre verloren, was Deutschland in den mehr als zweitausend Jahren seiner Geschichte an geistigen und materiellen Werten geschaffen hat. Wir wissen, daß der Feind mit seinen Waffen nicht nur das kommende Jahrtausend, sondern auch die vergangenen vernichten will.

In diesem Existenzkampf des deutschen Volkes stehen dem Soldaten nicht nur die besten Waffen, nicht nur die höchste Moral, sondern auch die größten Geister der Geschichte zur Seite. Die deutsche Kunst und nicht zuletzt darin die deutsche Dichtung hat alle ihre Werte mobilisiert, um sie als Faktoren mit in den Kampf zu werfen. Auch dieser Krieg, in dem die

Wucht des Materials eine so ungeheuerere Rolle spielt, wird schließlich doch durch die größere geistige Überlegenheit zum Siege geführt werden. Nicht nur durch die geistige Überlegenheit des Führers und Feldherrn allein, sondern durch die geistige Kraft des jüngsten Soldaten und des ganzen Volkes schlechthin, die seine Waffe ist.

Wir wissen von dem Frontsoldaten des Weltkrieges, der seinen „Fauft“ im Tornister trug und an ihm ermaß, wofür er sein Leben hingab. Wir brauchen nicht zu untersuchen, ob das in diesem Kriege in stärkerem oder schwächerem Ausmaß der Fall ist. Über jeden Zweifel erhaben aber ist die Feststellung, daß in diesem Kriege jeder Soldat Hitlers „Kampf“ wenn auch nicht im Tornister, so doch im Herzen trägt, daß er auf dem Schlachtfelde ein freiwilliger und begeisterter Verfechter einer Weltanschauung ist, in der auch die größten Geister unserer Dichtung als Schöpfer ewiger deutscher Werte lebendig sind.

Nicht zuletzt wird in der großen Entscheidungsstunde auch die Tatsache von ausschlaggebender Bedeutung sein, daß die Heimat in diesem Kriege von der gleichen geistigen Haltung erfüllt ist, wie der Soldat an der Front, daß auch hier nur die edelsten Werte deutschen Wesens zur Wirkung kommen können.

Der Anteil der Dichtung an dieser Ausprägung einer überragenden deutschen Geisteshaltung ist zweifellos nicht gering. Damit ist nicht nur ihr Anteil an dem allgemeinen Wissens- und Charaktergrund des Volkes gemeint, sondern auch die direkte Einwirkung auf seine Haltung im Kriege.

Wir brauchen nur einen Blick auf die Spielpläne der deutschen Theater zu werfen, um das zu verstehen. Daß im Gegensatz zum feindlichen Ausland alle deutschen Theater nicht nur unvermindert spielen, sondern bis tief in den Sommer hinein täglich ausverkauft sind, daß nicht nur leichter Unterhaltungsstoff geboten wird, sondern gerade die ernsteste und tiefste Dichtung den stärksten Widerhall findet, spricht für sich selbst. Ein Vergleich der Spielpläne beweist, daß alle Elemente der Dichtung hier am Werke sind, Kraftspender der deut-

schen Seele zu sein. Die Fronttheater, die den Soldaten Schiller, Kleist und Lessing bieten, sind in diesem Zusammenhang ein ganz besonders wertvoller Beitrag.

Neben den Theatern steht die Auswirkung der Buchliteratur nicht zurück. Was auf diesem Gebiet jetzt geleistet wird, kann man erst dann richtig werten, wenn man den Bestand einer Feldbücherei des Weltkrieges kennengelernt hat. Daß Rundfunk und Presse sich ebenfalls in größtem Ausmaß durch Vermittlung besten Dichtungsgutes in den Dienst einer wirklich deutschen und nationalsozialistischen Geistes- und Charakterbildung gestellt haben, ist heute eine Selbstverständlichkeit, die nur um der Vollständigkeit willen hier noch verzeichnet werden soll.

Mit all dem kann natürlich nur andeutungsweise aufgezeigt werden, welche Rolle die deutsche Dichtung im Erleben unserer Zeit spielt, ohne daß andererseits diese bewußt einseitige Betonung der Dichtung anderen werteschaffenden Elementen gegenüber eine höhere, oder gar ausschließliche Einschätzung bedeuten kann und soll.

\*

Wenn wir in diesen Ausführungen die Wirkung der Dichtung auf die Zeit anzudeuten versucht haben, so erhebt sich daraus die zweite größere Frage nach der dichterischen Gestaltung unserer Zeit.

Wir sind uns schon in der Einführung darüber klar geworden, daß der ungeheuer rasche Ablauf des Zeitgeschehens, der fast über uns hinwegrast, eine Verdichtung des Zeiterlebens außerordentlich erschwert. Die Erlebniswerte der Gegenwart sind ungewöhnlich große. So groß sind sie, wie sie sicher keine Zeit vor uns je verzeichnen konnte. Die deutsche Revolution hat mit machtvoller Stimme alles aufgerufen, was in den Jahrtausenden unserer Geschichte gewachsen und geworden ist. Es gibt manche glänzendere, aber sicher kaum eine zutreffendere Definition, als daß der Nationalsozialismus eben dieser Aufruf aller deutschen Werte ist, und daß das Zeiterlebnis, dessen wir teilhaftig sein dürfen, in seiner ganzen Größe und Erhabenheit nichts anderes darstellt als die erstmalige

natürliche Auswirkung dieser Wertkonzentration. Die Zusammenballung aller seit Jahrtausenden aufgespeicherten deutschen Kräfte in der Hand eines einzigen begnadeten Menschen, der sie zu führen und einzusetzen berufen ist, hat eine so ungeheuere Beschleunigung aller Entwicklungen mit sich gebracht, daß die daraus erwachsenden Erlebniswerte sich überholen, ehe sie zur Auswirkung kommen.

Die Dichtung ist, wie gesagt, eine Kunst, die am Grunde der Dinge schürft, die den Bodensatz kristallisiert, und niemals die Schaumkronen der Bogen der Zeit einzufangen bereit ist. Wir haben so oft in der deutschen Geschichte erlebt, daß die Dichtung ihrer Zeit weit vorausseilte, daß sie Epochen der Not überwand, indem sie seherisch das glückliche Bild einer besseren Zukunft vorausschaute. Vielleicht erleben wir es jetzt zum erstenmal, daß die geschichtlichen Ereignisse so rasch vorwärtsstürmen, daß sie selbst dem beflügelten Geist begnadeter Träumer weit vorausseilen.

Die Erlebniswerte der Gegenwart sind also dichterisch heute noch kaum faßbar. Ihre künstlerische Gestaltung müssen wir wohl einer Epoche überlassen, die ruhiger und gleichmäßiger verläuft als die unsrige, und die nach den gewaltigen Anwälzungen unserer Tage einmal kommen muß.

Man braucht dieses offensichtliche Unvermögen der dichterischen Gegenwartsgestaltung auch gar nicht so sehr zu bedauern, wie man es gemeinhin zu tun pflegt. Es ist ja kein Zeichen einer tatsächlichen Unfähigkeit, sondern eine in Ursache und Wirkung durchaus begreifliche Zeiterscheinung. Der Dichter unserer Generation, dessen Namen wir sicher noch nicht kennen, ist kein Mensch einer ruhigen Beschaulichkeit, er ist kein passiver Zuschauer des Dramas Gegenwart, sondern ein im höchsten Grade aktiver Mitgestalter der Zeit. Er ist im Brauenhemd der SA durch die Straßen seiner Heimatstadt marschiert und hat im grauen Rock unserer Wehrmacht dem Feind die Hölle der Flandernschlacht bereiten helfen. Er ist heute nur ein Teil jener gewaltigen Kraft, die einer längst zum Tode verurteilten Welt den letzten



Stoß verfehlt um einer neuen, jungen und zukunftsfrohen Welt das Lebensrecht zu erkämpfen. Die große Erlebnisspanne aber, die zwischen dem Kampf der Bewegung und dem letzten großen Krieg der Nation liegt, wird ihm einmal, Jahre nach dem Abschluß der gegenwärtigen Umwälzungen, zum Erwecker einer dichterischen Gestaltungskraft werden und wir werden in ihm mit dankbarer Bewunderung den Dichter unserer Zeit erkennen.

Auf diesen Tag können wir warten, denn die echte, wirkliche Dichtung kommt niemals zu früh und niemals zu spät, sie kommt in der Stunde der Berufung

und ist zu rechter Zeit gekommen. Die kleinen voreiligen Versemacher, die daheim am Schreibtisch jeder Schlacht einen Hymnus widmen und heute die Helden von Narvik und morgen die Sieger von Frankreich besingen, werden ihre Leistung einmal an einer kommenden Dichtung zu messen haben.

Heute noch schweigt der Mund der Dichtung in stummer Ehrfurcht vor der Gewalt des übermenschlichen Geschehens, dessen wir teilhaftig sind, morgen aber wird er die Worte finden, aus denen wir mit Ergriffenheit das geistige Bildnis unserer Zeit und die geheimsten Träume unserer Seele wiedererkennen werden.

## Danzig

Du, der Getreuesten eine der Getreuen,  
Hochburg am Hansaweg, nach Ost gewandt,  
Künderin der alten Zeit, schicksalgesandt,  
Sie zu erfüll'n, — und schon erwählt der neuen.

Du deutsche Stadt der Dome und der Linden,  
Durch viele Zeiten träumt ich deinen Ruhm  
Und bin in freigewähltem Freundestum  
Dir ingebunden über See und Winden.

Und muß dich lieben, Schöne du im Morgen  
Nordischer Heimat, Hort du und Geschlecht  
Und Königin der Freiheit, — einst im Recht  
Von Gott zu Reich und Glauben neu geborgen.

Hans Friedrich Blunck

## Veit Stofz und der Krakauer Marienaltar

Veit Stofz, der bedeutende spätgotische Meister, der aus der Sphäre des naturhaft eingestellten Reichtums der siebziger Jahre kommt, ist zweifellos eine der tragischsten Gestalten der deutschen Kunstgeschichte. Er hat schon frühzeitig den Weg zu den höchsten Zielen der Kunst gefunden und sie in jedem seiner unsterblichen Schöpfungen mit einer Meisterschaft ohnegleichen zu deuten gewußt. Aber ein Vergehen, das wohl juristisch abzulehnen, doch moralisch durchaus entschuldigbar war, ließ nicht nur seinen Charakter an diesem menschlichen Irrtum zerbrechen, sondern vernichtete gleichzeitig auch, kurz bevor er den Gipfelpunkt seiner Kunst erreichte, sein Künstlertum in seinen wesentlichsten Kräften.

Für die Abstammungs- und Herkunftsbestimmung des großen Meisters Veit Stofz, der bis in die allerjüngste Zeit aus mancherlei Gründen, die allerdings kaum ihren Ursprung in seinem künstlerischen Können und Wollen und in seiner Lebensweise haben dürften, sind gerade unsere Tage in mehr als einer Hinsicht entscheidend gewesen. Es wurde durch umfangreiche neue Erkenntnisse eine gewaltige Streitliteratur, welche sich mit einigem chauvinistischen Eifer vor allem um seine Nationalität entwickelte, verdienstmäßig endgültig ad acta gelegt. Infolge der in jahrelangen, mühsamen Nachforschungen entdeckten Hinweise auf die Herkunft des Veit Stofz und seine ausschließlichen Beziehungen zur deutschen Kunst wird heute wohl niemand mehr, der den Dingen mit einiger Objektivität gegenübersteht, bestreiten können, daß der überaus vielseitige Künstler deutschen Geblütes ist.

Diese urdeutsche Herkunft geht allein schon aus einer einwandfreien Pergamenturkunde des 15. Jahrhunderts hervor, die auf dem ehemals heiß umkämpf-

ten Boden der alten polnischen Krönungsstadt Krakau abgefaßt wurde, und worin von ihm ausdrücklich als von einem „Allemanus“ gesprochen wird, also von einem Deutschen. Jedoch die Polen, erfahrene Meister in der Geschichts- und Kulturfälschung zu eigenem Nutzen, haben trotz allem immer und immer wieder versucht, Stofz zu einem Angehörigen ihres Volkes zu machen, weil er einmal als Vertreter der polnischen Kunst gepriesen wurde und weil er zum anderen gerade auf polnischem Boden die bedeutendsten und wertvollsten seiner Schöpfungen der Nachwelt überlieferte.

Alles das, was die weitherzige polnische Forschung als Beweise für die Zugehörigkeit des Künstlers zum polnischen Volkstum anführte, wurde aber ganz besonders klar und deutlich durch die jüngste verdienstvolle Arbeit des Nürnberger Forschers Dr. Adolf Jaeger widerlegt. Nach Jaeger — die folgenden Angaben stützen sich auf jenes Material, das auf der im Jahre 1938 stattgefundenen und vielgerühmten Veit-Stofz-Ausstellung in Breslau der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde — gehört Veit Stofz mit größter Wahrscheinlichkeit dem Ravensburger und Lauinger Geschlecht der Stofz an, demnach der schwäbischen Familie des weitverzweigten Geschlechts. Da der Meister schon im Jahre 1477 in Krakau nachweisbar ansässig war, mußte er also bereits als Dreißigjähriger in Nürnberg sein Bürgerrecht aufgegeben haben (er erwarb es später wieder!). Dies geht aus einem diesbezüglichen Dokument des gleichen Jahres hervor, woraus ersichtlich wird, daß Veit Stofz Nürnberg verließ, um in der ehemals polnischen und sagenumwobenen Residenz, die damals auf kulturellem Gebiete ausschließlich vom Deutschtum bestimmt wurde, sich einen neuen, größeren und vor allem künstlerisch

mehr versprechenden und zukunftsreichen Wirkungskreis zu suchen.

Es spricht viel dafür, daß Veit Stofz nicht — wie man auf Grund der bisher bekannten Überlieferungen annahm — im Jahre 1438, sondern erst ein volles Jahrzehnt später, im Jahre 1447, das Licht der Welt erblickte und in Nürnberg arbeitsreiche Lehrjahre verbrachte, über die wir allerdings nichts Sicheres wissen. Nur spärliche Nachrichten sind vorhanden, die zugleich etwa auf den Einfluß Simon Leinbergers und Nikolaus von Lehens hindeuten. Schon damals betätigte sich Stofz als Bildschnitzer, Steinhauer, Maler, Zeichner, Rotgießer und Ingenieur, und es zeigte sich, daß dessen geniale Natur an die phänomenale Vielseitigkeit des Italieners Leonardo da Vinci gemahnt, der ebenfalls — wenn auch auf andere Weise die Tragik des Genies zu spüren bekam.

Mehrmals wurde schon angedeutet, daß der Nürnberger Meister entscheidende Jahre seines Lebens und Künstlertums im Osten verbracht hat. Der Verbindungsbogen reicht, von der Versippung ausgehend, von Ravensburg (Lauingen) über Nürnberg und den schlesischen Pfeiler Breslau nach Krakau, wobei sich deutlich der Einklang mit der Ostbewegung ergibt, die bei der deutschen spätmittelalterlichen Siedlung in östlicher Richtung aus Schwaben und Franken einsetzte. Die Reise des Veit Stofz, dessen Michael-Kohlhaas-Tragödie in Nürnberg zu einem der ergreifendsten Kapitel der deutschen Kulturgeschichte zählt, nach dem Osten wird sowohl in der Sehnsucht des Meisters nach der vollen künstlerischen Entfaltung und in dem Wunsche nach der höchsten Erfüllung des Künstlertums verständlich, als auch in der Tatsache, daß in Breslau Ulrich Stofz der Ältere, aus Ravensburg im Schwäbischen gebürtig, Handelsbevollmächtigter eines großen Ravensburger Hauses war.

Das erste und auch größte Meisterwerk von Veit Stofz entstand nicht in Nürnberg, nicht in Breslau, vielmehr in Krakau. Es ist der im Auftrage der deutschen Kirchengemeinde geschaffene monumentale Marienaltar, der bestimmt war für die stilvolle, hauptsächlich von deutschen Stiftern ausgeschmückte Krakauer

Backsteinkirche. Zwölf Jahre seines Lebens setzte er an diese gigantische Schöpfung, die ihn weiterühmt in der osteuropäischen Welt, die ihm für fast zwei Jahrzehnte zur ständigen Heimat wurde, machte und dem Osten einen Hauch vom Geiste seiner Unsterblichkeit hinterließ.

Mit tiefer Bewegung steht man vor dem Altar, den Veit Stofz gleich nach seiner Übersiedlung im Jahre 1477 begonnen hat und der dennoch erst 1489 ganz vollendet werden konnte. Bereits die Ausmaße kann man gigantisch nennen, denn der Altaraufbau, der den halbdunklen Chor der schmucken Kirche ziert, ist nicht weniger als 13 Meter hoch und kostete deshalb auch die stattliche und für damalige Zeiten außergewöhnliche Summe von 2802 Gulden. Bei diesem Werke zeigt es sich ganz besonders, daß Veit Stofz tatsächlich ein eigener, aus starken inneren Spannungen schaffender Plastiker war, der die vom wirklichen Leben durchpulste Dramatik auf sein Schild erhob. Niemals erkennt man deshalb an dem Werke Schwanken und Suchen; Reife, Selbstsicherheit und Einheitlichkeit gewährleisten, daß sich uns die Schöpfung darbietet als Zeichen einer edlen, von mächtig flutendem, rauschendem Pathos getragenen Haltung und Kunstauffassung typisch nordisch-deutscher Prägung.

Veit Stofz nimmt in diesem Werk, das er nicht allein, sondern mit einer Vielzahl von Gesellen ausführte, bei der Darstellung der vielen kunstvollen und doch irgendwie lebendigen Gestalten unbewußt schon sein späteres Schicksal vorweg; in jeder Figur spürt man etwas von der Persönlichkeit des Meisters selbst. Über allem Lichtvollen steht die tragische, schmerzgeprüfte Einsamkeit des großen Künstlers, die sein ständiger Lebensbegleiter war und sich dann im Herbst des Lebens zu kaum ertragbarer Dichte zusammenballte.

Vielleicht verstehen gerade diejenigen, die mit dem Werke Bekanntschaft geschlossen haben, um so besser das schwere Schicksal des Veit Stofz, der sich mit echt schwäbischer Dickköpfigkeit und Gereiztheit selbst Recht verschaffen wollte gegen einen betrügerischen Geschäftsmann, welcher den auch als Handelsherrn groß-



Veit Stoß: „Apostel vom  
Krakauer Marienaltar“

zügigen Meister um 1500 Gulden (= 45 000 Mark) — den Großteil des Ertrages aus seinen Krakauer Arbeiten — schädigte, weshalb er in seiner Verzweiflung schließlich, um gerichtlich irgendwie gegen den Betrüger vorzugehen, den Schuldschein fälschte. Wegen dieser Eigenmächtigkeit wurde Stoß dann vom Rat der Reichsstadt Nürnberg in das Lochgefängnis geworfen, im Gesichte gebrandmarkt und dazu verurteilt, künftig seine Geburtsstadt nicht mehr zu verlassen. Die Urteils Klausel bezüglich Nichtverlassens Nürnbergs geschah aus egoistischen Anmaßungen der Reichsstadt, man wollte den Meister und sein Schaffen der Stadt zu ihrem Ruhme erhalten, traf jedoch gleichzeitig den Künstler und das Genie in ihm.

Der überaus großlinige und plastische Marienaltar gliedert sich in eine Reihe kostbarer Einzelteile, die in seltener Harmonie zu einem großen Ganzen verschmolzen und bis ins Kleinste den Eindruck eines großartigen Gesamtkunstwerkes gewährleisten. Es ist stets bemerkenswert, wie einheitlich die traditionelle Anordnung des unverbundenen Aneinanderstehens — die auf die Gliederung der vielgestaltigen Schreinkästen zurückgeht — dabei durchgeführt wird. Niemals geht der innere geistige Zusammenhang verloren. Und auch das starke Gefühlleben bleibt trotz aller vorgenomme-

nen und sichtbaren Steigerungen gleichartig, gleichmäßig, wobei die Möglichkeit gegeben ist, das seelische und künstlerische Schwergewicht auf die Gestaltung von prachtvollen Charakterköpfen zu verlagern.

Diese Behauptung wird besonders bestätigt in der Deutung der Freuden und Schmerzen Mariens nebst Szenen aus dem Leben Jesu, die auf den Flügeln des Altars in dekorativen Reliefs vorgeführt werden. Auch der Mittelschrein, wo in der üblichen mittelalterlichen Darstellung der Tod und die Himmelfahrt Mariens zu sehen ist, umstanden von einprägsamen Apostelgestalten, darf ein trefflicher Beweis für die Vielseitigkeit und den wirklich weitreichenden formalen Gruppierungssinn des Meisters sein.

Fast einmalig ist in der Krakauer Schöpfung das Gewand und sein Faltenwurf behandelt. Als typisch für die Gestaltungsmethode des Meisters gilt ohne Zweifel auch die bei aller Verschiedenartigkeit der Personen verwandten, „familiär“ zu nennenden Gesichter und die Darstellung der Haupt- und Barthaare. Das Körperlich-Organische, das sich auf diese Weise zu kaum glaublicher künstlerischer Höhe entwickelt und dennoch nicht zur Hauptsache wird, verursacht etwas von jenem Rauschen, welches der Fülle des Orgeltones gleichkommt. Gewiß ist noch manches überreich — man denke hierbei vor allem an die erwähnte Faltenbildung der Gewänder —, aber allzu viele Wiederholungen in splittigen Linien werden vermieden, um nicht durch willkürliche Brechungen und Knickungen von Form und Stil eine Gefahr heraufzubeschwören, die dem Gesamteindruck des Altars abträglich wäre.

Es war immer in der Kunstgeschichte unseres Volkes so, daß sich eine Persönlichkeit von der Größe und Ichbezogenheit, wie sie zumal Veit Stoß, dem Gotiker, zu eigen war, wie ein Spiegel auf viele seiner Schüler legte und ihr Künstlertum und ihren Formsinne prägte und bestimmte. Was das Werk des Meisters oder des Schülers ist, auseinanderzuhalten, das kann aus diesem Grunde nur selten mit absoluter Gewißheit nachgewiesen werden. Das gilt natürlich nicht allein für den Marienaltar und für die

anderen beiden berühmten Krakauer Schöpfungen, wie das um 1490 für die Marienkirche geschaffene kostbare Kruzifix und das Marmorgrabmahl des polnischen Königs Kasimir IV. Jagiello, das er 1492 auf Wunsch seiner Gemahlin schuf, sondern auch — um noch ein anderes wichtiges Werk zu nennen — für den berühmten und populären Engelsgruß in St. Lorenz zu Nürnberg, den der Nürnberger Patrizier Anton Tucher in den Jahren 1517 bis 1518 anfertigen ließ.

Es soll nicht die Aufgabe dieser Betrachtung von Veit Stof und seinem Krakauer Marienaltar sein, auf die anderen Werke des Meisters mit gleicher Ausführlichkeit einzugehen; das würde zweifellos zu weit führen. Auf jeden Fall wurde im Zusammenhang mit der Würdigung des Marienaltars auch die Per-

sönlichkeit des Meisters, dessen Erregtheit und innere Spannung zwischen Wirklichkeit und Überwirklichkeit sich in seiner ganzen Kunst widerspiegelte und eine edle Geistigkeit ausstrahlt, gebührend gekennzeichnet. Und zwar so, wie es in einem „Begrüßungsbeitrag“ gerade möglich ist, denn durch den siegreichen polnischen Feldzug ist auch der Krakauer Marienaltar, dieses großartige Zeugnis deutschen Geistes und deutscher Kunst, in das Großdeutsche Reich und damit zu der Fülle der Schätze deutscher Kultur heimgekehrt, um zu seinem Teile für einen Meister zu künden, der in die Unsterblichkeit des deutschen Volkes einging — woran der vorliegende Beitrag gemahnen soll, zur Ehre des Künstlers und zur Ehre der deutschen Kunst und der ganzen deutschen Nation! . . .

Friedrich Kunitzer

## Herkunft, Heimat und Kunst

### Eine Selbstdarstellung

Mein Geburtsort Przedecz liegt im ehemaligen Mittelpolen, sein Name war für einen Deutschen immer sehr schwer auszusprechen. Nun heißt dieses Fleckchen Moosburg und ist eins der östlichen Orte im Großdeutschen Reich.

Alle meine Vorfahren waren Lehrer, Handwerker und Bauern. Mein Urgroßvater wanderte als Tuchmachermeister aus Westpreußen, aus dem Ort Schönlanke, nach Polen ein und ließ sich in der ältesten deutschen Tuchmacheriedlung in Mittelpolen in Dombie nieder. Nicht weit davon liegt mein Geburtsort, wo mein Vater an der deutschen Schule Lehrer war und einen schönen buntgemalten Bienenstand besaß. Eine alte Schwedenburg, die später zur evangelischen Kirche umgebaut wurde, ragt hier mit ihrem Turm aus hohen Bäumen empor und spiegelt sich in einem schilfumstandenen kujawischen See, auf dessen Wasser viele Bläshühner und Wildenten herumschwimmen.

Ein kleiner Marktplatz, umsäumt von alten Siebelhäusern — das ist die ganze Stadt. Es geschieht hier nicht viel.

Mütterlicherseits waren meine Vorfahren Bauern, die aus Pommern nach Polen kamen und sich hier als Kolonisten ansiedelten.

Als Lehrerssohn war ich von vornherein dazu verurteilt, einen geistigen Beruf zu ergreifen: ich sollte entweder Lehrer oder Pfarrer werden. Ich weiß heute wirklich nicht, woher ich den vielen Starrsinn aufbringen konnte und trotz der ungünstigen Verhältnisse, die sich für die Deutschen hier in Polen ergaben, es doch durchsetzte, die Künstlerlaufbahn zu ergreifen. Etwas anderes als Maler zu sein, dazu hatte ich aber auch gar keine Lust.

Wie war das Land meiner Jugend so schön! Wie war alles so farbig, reich

und zukunftsroh! Wenn ich mir die Bauernfuhrwerke mit den davorgespannten Pferdchen oder die deutschen Menschen in der weiten Landschaft ansah, nahm ich mir immer vor, das einst im Bilde zu gestalten. Es war eine bunte Welt voll Schönheit und Bewegung um mich herum. Die Sommerferien, die ich immer auf dem Lande bei meinen Verwandten verbrachte, waren voll glücklicher Unbekümmertheit und voll sorglosem Sichgehenlassens. Ein derbes häuerliches Leben umgab mich. Alles wuchs hier auf wie die üppigen krummen Weiden oder die überschwenglichen Pappeln dieser weitschweifenden, ebenen Landschaft.

Meine Freunde waren natürlich die Ruhhirten und Knechte, mit denen ich ob des Schreckens meiner Eltern am liebsten zusammen war. Oft verschwand ich auf etliche Tage mit verdächtig aussehenden Unglern, mit denen ich manch schönen Hecht aus dem Flusse zog.

In diese Bilder aus jugendlicher Erinnerung mischen sich die Erlebnisse des russischen Lebens, das ich Gelegenheit hatte, in einem achtjährigen Aufenthalt an der Wolga kennenzulernen. Mein Vater zog nämlich mit der vierköpfigen Familie, um weiterzukommen, nach Rußland. In Moskau machte er das Staatsexamen und erhielt dann eine Stelle am Kadettenkorps in Jaroslawl an der Wolga als Lehrer der deutschen Sprache. Als ich in der zweiten Klasse des russischen Gymnasiums war, brach der Krieg aus. Nach dem Brester Friedensschluß kamen wir dann im Juni 1918 nach Polen zurück und sahen unsere Verwandten wieder.

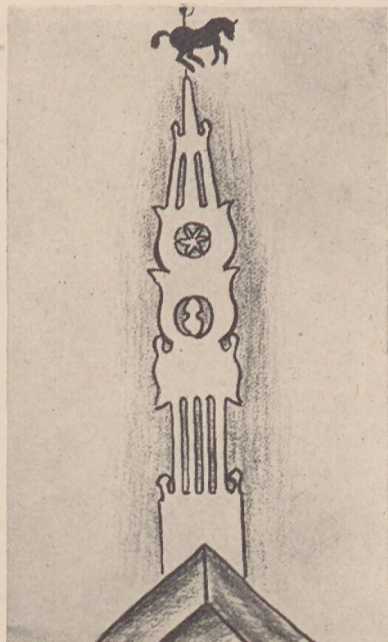
Der unbekümmerten glücklichen Jugend folgte nun eine Zeit voll verantwortungsvollen Kampfes mit vielen Enttäuschungen. Neben dem Ringen um die künst-



Friedrich Kuniker: Bildnis Sigismund Banet  
Zeichnung 1939.







lerischen Ausdrucksmittel stellte sich mir als Deutschem in einer artfremden Umgebung noch eine besondere schwierige Aufgabe: täglich mußte der Kampf um unser Volkstum geliefert werden. Sehnsuchtsvoll schauten wir hinüber nach dem deutschen Vaterland. Es lag etwas in der Luft, wir wußten es selber nicht, was es war, aber wir ahnten, es würde etwas kommen, was uns die Freiheit bringt. Daß der Führer sie uns so groß und herrlich bringen würde, das hat wohl niemand gewußt. Wir hatten Schlimmes durchgemacht, vor allen Dingen sehr viel Einsamkeit.

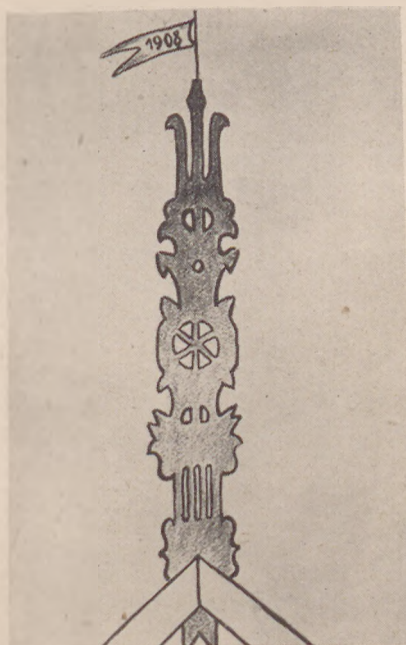
Als Künstler war man doppelt einsam. Die polnische Welt brachte uns im günstigsten Falle Verständnislosigkeit entgegen. Die Einflüsse des deutschen Lebens und dessen Kunst konnten wir nicht unmittelbar erleben. Die polnische Kunst war entweder sehr national, oder sie gefiel sich in der Nachahmung entarteter Großstadtkunst des Westens, vor allem der in Paris, wohin die meisten der Maler hinzogen.

Auch ich hatte als Heißhungeriger Paris erlebt. Diese Stadt, in der ich mich furchtbar einsam fühlte, gab mir noch mehr das Bewußtsein, mich auf mich selbst zu besinnen.

So richtig fand ich mich erst in München und in dem schönen deutschen Vaterland, wo ich unter anderem auch Wortschwedes eigenartige Stimmungskunst erleben durfte.

Ein unruhiges Lern- und Wanderleben hatte ich hinter mir, als ich wieder zurück in meine Heimat kam.

Da erlebte ich etwas Seltsames: das farge öde Land, das ich einst floh, sah ich nun in einer vertrauten sonnigen Schönheit wie einst in der Jugend. In meiner Heimat lag der Reiz des Unentdeckten, es war Neuland für den Künstler. Mit großer Begeisterung ging ich daran, den deutschen Siedler im Bilde zu erfassen. Ich lernte den Wolhyniendeutschen kennen, die deutschen Siedlungen des Cholmer und Lubliner Landes, den Bauern der Weichselniederung und den deutschen Menschen aus Mittelpolen.



Die Abbildungen zeigen Giebelbretter von deutschen Weichselbauernhöfen aus dem Skizzenbuch Kunihers.



Fr. Kuntzer: Ponys, Sl, 1937

Wohl hatten deutsche Wissenschaftler diesen Raum erforscht, aber ein Maler hatte noch nie die Sachen hier angepaßt, so wie ich es mir dachte. Die Entdeckung des bäuerlichen Lebens war ein uner schöpflicher Born von Gehalt und Form.

Auch war ich auf der Suche nach bodenständiger deutscher Volkskunst. Auf einer Wanderung durch unsere deutschen Weichselkolonien zeichnete ich alle Formen der verzierten Siebelbretter an den alten behäbigen Weichselhäusern in mein Skizzenheft. Ich glaubte, eine besondere Bauernornamentik entdeckt zu haben, die ich in dieser besonderen Bodenständigkeit und Originalität nirgends sonst gesehen habe. Diese Ornamentik ist nicht ausladend, sie bleibt im Wesen des saferigen Brettes in den Dimensionen eines einfachen von Wind und Wetter geschwärzten Pappelbrettes. Etwas plump und doch von zwingender Schönheit zeigt sich hier ein bäuerlicher Barock von großer

Kultur, von echten Volksträften geschaffen, die instinktiv das Schöne ahnen.

So ähnlich sollten meine Bilder sein, das wollte ich. Es fiel mir nun leicht, im faltigen Gesicht eines alten Bauern eben dieselbe krause Ornamentik zu finden, wie auf dem Brett am Giebel seines Hauses. Den harten bäuerlichen Stil wollte ich finden. In alten Truhen kramte ich, ein geflochtener Weichselstuhl war mir der Inbegriff des Ebenmaßes und der Schönheit. Oh, und dann die Holzschuhe! Die verschiedensten Sorten, verschieden ausgetreten und innen mit Dung, Erde und Stroh gepolstert — jedes Stück eine individuelle Physiognomie.

So kam ich denn ganz einfach zu meinen Bauernbildern. Es war mir immer Herzensbedürfnis, unter den deutschen Bauern zu sein. In den seltensten Stimmungen erlebte ich die Landschaft, die der Deutsche hier im Osten bewohnte. War er auch oft dazu verdammt, sich

durch seine Isoliertheit nicht so in gleichem Schritt kulturell zu entwickeln wie seine Brüder im Reich, so war er doch den polnischen Nachbarn haushoch überlegen.

Das große Geschehen der Welt, es kam gefiltert, wie durch weite dunkle Wälder hierher. Der Deutsche hier glich einem abgestandenen Wasser ohne Zufluß, aber seine Oberfläche glänzte in einem ganz besonderen eigenen Licht. Wenn es sich dehnte, so kam es von innen heraus, und es erwuchs daraus manch eigenartige schöne Wasserrose von seltsamem Zauber. Manchmal hörte man alte Lieder aufklingen, die im Altreich längst vergessen waren. Und so manches Merkwürdige trug noch der deutsche Siedler in seiner Brust und bewahrte es auf als Kraftreserve in seinem Behauptungskampfe mitten in polnischer Unterdrückung und Verfolgung.

In das frohe sonnige Bild, das ich von den deutschen Kolonisten meiner Heimat in der Erinnerung trage, legen sich die Schatten polnischer Morde, die an meinen Verwandten und Volksgenossen meiner Heimat begangen wurden. Ganz nah an meinem Geburtsort liegt das deutsche Dorf Dembina, das von der polnischen Soldateska in den Septembertagen vorigen Jahres buchstäblich ausgerottet wurde. Trotz Unterdrückung und Tod lebt das Deutschtum unserer Heimat einer großen Zukunft entgegen. Auch für die Kunst erwachsen uns hier neue Aufgaben. Aus dem Aschenbrödelbaisein ist unser Heimatland emporgezogen in den großen Rhythmus des deutschen Lebens.

Mit diesem Glauben möchte ich viele neue Bilder malen: heimkehrende Torfarbeiter, Hochzeitsfeste, den Bauern bei der Arbeit auf dem Felde und die Schrecken des Krieges, ewig alte Motive

und doch jedesmal neu zu erleben und zu sehen. Alle meine Bilder möchte ich auf Grund von wirklich gesehenen Erlebnissen in der Natur schaffen. Als Maler bin ich Anhänger des visuellen Erlebens in der Natur und bekenne mich mit Wilhelm Busch zum sinnlich malerischen Schauen, von dem er so schön sagt: „Was mich betrifft, sind mir Ideen jene Schattenbilder des alten Plato, die auf matterleuchteter Wand im ewigen Wechsel an uns vorüberziehen: Berge, Wälder, Könige, Bauern, Schafe, altes Porzellan: da haben wirs! Ein brauner Krug mit einem Glanzlicht drauf ist mir bereits Idee . . . Ich habe bei Teniers und Bruwer unglaublich „geistige“ Töpfe gesehen . . .“

Das Augenschauspiel, das optische Ereignis ist vor allem wesentlich. Das gibt dem Bild erst Reichtum, wenn der Maler von dem Sichtbaren ausgeht.

Wenn sich der Bauer vor einen breitbeinig auf den Stuhl setzt, wie ist das schön! Seine Nase gleicht einem Gebirge. Wenn man ganz nah an dieses verwitterte Gesicht herantritt, erlebt man viele Überschneidungen der Linien. Seine Augenbrauen sind wie Weidenbüsche vor der glasigen Oberfläche der feuchten Augen, die wie verborgene Tümpel aussehen. Sein Mund — ein geschwungener Strich, man fühlt es, er liegt auf der harten Reihe seiner Zähne, während auf seiner Stirn die vielen Falten seltsame Zeichen beschreiben. Auch das Antlitz des Bauern gleicht zuerst einem stillen Gegenstand im Raum, wie alle anderen, malerisch faßlichen Gebilde.

In der Heimatkunst liegt jedoch immer eine Gefahr, in dem rein Folkloristischen unterzugehen. Aber nachdem unsere enge Heimat ins Großdeutsche Reich gekommen ist, können wir den richtigen Weg zur deutschen Kunst nun leichter finden.

## Lange Brücke in Danzig

Beliebtes Bollwerk unserer Knabentage,  
vor dem das Herz in süßem Fieber schlug!  
Denn dies war mehr als eine Schulbuchsage,  
auch keiner Dichtung seliger Betrug.  
Da lagen Wunder offen wie auf Tischen,  
und Boote schaukelten in langen Reih'n,  
es roch nach Öl und Pech, nach Tang und Fischen,  
und unten schlug die Mottlau an den Stein.

Wir sahen dort mit unsern nimmersatten  
Augen Geheimnisse am flachen Grund:  
um nasse Balken wischten Wasserratten,  
denn in der Nähe trieb ein toter Hund;  
Bandreusen wehten an den Budenkähnen,  
in Büttten sprangen Fische blank und nackt,  
die Luft zerschnitten Pfiffe, Dampfsirenen,  
vom Rauch der Essen ward sie schwarz durchschlagt.

Wir sahen mächt'ge Dampfer. Ungeheuer  
geblähte Bäuche spien Waren aus,  
wir lebten Wälder, Meere, Abenteuer  
in Afrika und wollten nie nach Haus'.  
Wir waren einmal kühne Traumbewohner  
von einem Schiff, das „Kosso Wandu“ hieß,  
es war ein feuerroter Zweimastschoner,  
der mit den Masten in die Wolken stieß.

Wir sahen Mäwen übers Wasser schnellen,  
wir hörten Lieder von dem nahen Turm,  
wir rochen Duft der Ferne aus den hellen,  
geschwellten Segeln, und wir schmeckten Sturm.  
Wir sogten alles auf bis in die Poren,  
und unsere Seelen standen ganz im Licht;  
wir waren damals schon im Blut verschworen  
der Heimat, — doch wir wußten es noch nicht.

Willibald Omannen



Fred Tatarin, Danzig



# Erstes Geheimnis

Erzählung von Alfred Hein

Alfred Hein, der einen der dritten Preise des „Ostdeutschen Erzählerwettbewerbes“ erhielt, den Lesern des „Deutschen im Osten“ schon durch mehrere Arbeiten bekannt, ist aus Beuthen gebürtig. Er ist Weltkriegsteilnehmer und der Verfasser des 1916 vor Verdun entstandenen Liedes „Eine Kompanie Soldaten“. Vorübergehend war er nach dem Kriege Schriftleiter und lebt seit 1930 als freier Schriftsteller in Berlin-Schöneberg. Bekannt sind seine Werke aus dem großen Kriege: „Eine Kompanie Soldaten“, „Die Erstürmung des Toten Manns“, der ostpreussische Roman „Sturmtrupp Brooks“ und das Kriegsschicksal eines ostpreussischen Mädchens „Anke“ in russischer Gefangenschaft.

Das Leben hat es so mit sich gebracht, daß ich nur noch alle paar Jahre einmal zu Weihnachten in meine Vaterstadt fahre, die ziemlich weit weg von meiner alltäglichen Wirkungsstätte an der alten Ostgrenze des Reiches, im oberschlesischen Industriegebiet, liegt. Als ich jung war und dort meine Kindheit verlebte, stand mein Vaterhaus noch in keiner lärmenden Großstadtstraße zwischen Geschäftspalästen eingeklemmt wie heute, sondern in einem Obstbaumgarten — und daneben war ein Droschenhaltepunkt mit still vor sich hin nickenden Pferden; ein wenig seitab an einer verlassenem Kohlenhalde ragte der damalige Wasserturm inmitten eines großen Kinderspielplatzes.

Das ist alles fort, wenn ich heimkomme. Und auch der einst alles ringsum überragende Förderturm der Ludwigglückgrube, den man mit seinem lustigen Räderwerk vom Fenster unsres Wohnzimmer sah und der meine erste kindliche Wahrnehmung anlockte, steht heute klein und abgedrängt jenseits des Bahndammes neben einem riesigen modernen Förderturm, der kolossalartig den Blick von Mutters Fenster in die Spiel- und Traumlandschaft meiner Kindheit versperrt.

Doch das sind nur Außerlichkeiten; wenn ich dann — wie letzte Weihnach-

ten — wieder in Mutters „guter Stube“ sitze mit den roten Plüschmöbeln, dem Nußbaumvertikow und dem Paneelbrett mit den alten Nippes und Vasen — da erwacht die ganze Kindheitwelt mit ihren unverwelkten Erinnerungen. Und da höre ich auch wieder Tante Angelines glöckenschönes Lachen durch den traumlichen Raum klingen — ja, Tante Angeline, die Zwillingsschwester meiner Mutter, nun ist sie auch schon eine „alte Dame“ und sogar Großmutter — etwas schwer Vorstellbares, wenn man im gleichen Augenblick an die schmucke Tante Angeline aus der Kindheit zurückdenkt. Denn damals, und daran erinnere ich mich plötzlich mit einer Deutlichkeit, daß ich es unbedingt erzählen muß, damals war sie ein junges, großäugiges rankes Mädel, wenn es auch nach den Begriffen von ehedem „höchste Zeit für sie zum Heiraten war“, denn sie zählte „schon“ siebenundzwanzig Jahre, sah aber wirklich mindestens ein halbes Duzend Jahre jünger aus.

Und wie die gute schöne Tante Angeline von meiner härbeißig resoluten Großmutter verlobt wurde und welche geheimnisvoll traurig-schöne Pagenrolle mir in diesem Verlobungs-drama zuge-dacht wurde, das sei jetzt mit tausend Worten, von denen jedes für mich einen

wundersam das Herz bewegenden heimat-  
seligen Klang in sich trägt, schlicht und  
so wie es war erzählt.

Acht Jahre alt war ich gerade gewor-  
den, als ich die Verlobung der schönen  
Tante Angelina erlebte. Wie ich schon  
sagte, war sie die Zwillingsschwester mei-  
ner Mutter. Sie hatte sich bis dahin den  
Männern gegenüber „rar gemacht“ und  
darum „so gut gehalten“, sagte immer  
meine Mutter, die viel früher geheiratet  
hat und damals schon viel Sorgen mit  
Vaters Geschäft und mit uns vier Kin-  
dern durch den Alltag trug. Was wun-  
der, daß Tante Angelina immer wie eine  
Festausgabe ihrer Zwillingsschwester,  
meiner sich von früh bis spät abmühen-  
den Mutter, aussah, wenn sie gleich einer  
Prinzessin mit drei Lederkoffern und  
„fesch nach der neuesten Mode angezogen“  
in unsere Mietkasernenwohnung hinein-  
schneite und das Zimmer, in dem meine  
beiden Schwestern sonst hausten, sofort in  
„Tante Angelinas Zimmer“ umwandelte.  
Meine fünfjährigen Schwestern (auch  
Zwillinge) wurden während dieser Zeit  
im Schlafzimmer der Eltern unterge-  
bracht.

Ach, wie Tante Angelinas Zimmer  
duftete! Und wie das leuchtete und blühte  
in allen möglichen „changierenden“ Far-  
ben, sobald sie den Kleiderschrank öffnete.  
Meine Schwestern durften immer zu-  
sehen, wenn Tante Angelina sich anzog!  
Ich protestierte jedesmal: „Warum denn  
ich nicht auch?“ da mir dies stets mit  
einem „Du bist ein Junge!“ verwehrt  
wurde. Obwohl ich sonst lieber ein Junge  
war, in diesem Augenblick tat es mir leid.

Regelmäßig feierte Tante Angelina  
das Weihnachtsfest bei uns; denn sie war  
noch die Einzige, die bei der Großmutter  
wohnte — Mutter und Tochter mochten  
sich aber nicht besonders leiden. „Zu  
Weihnachten gehören Kinder! Ich darf  
doch nächstes Jahr wiederkommen?“ Diese  
Frage stellte Tante Angelina jedesmal,  
und sie wurde besonders von uns Kindern  
freudig bejaht schon wegen der schönen  
Geschenke, die Tante Angelina selbst für  
meinen jüngsten Bruder, der damals noch  
nicht laufen konnte, auszusuchen wußte.

Die Weihnachten jedoch, an denen sich  
Tante Angelina verlobte, die nahmen  
einen so ganz anderen Verlauf wie die

früher verlebten. Schon daß sie ihren  
Geigenkasten nicht mitbrachte, fiel uns  
Kindern auf, als wir sie von der Bahn  
abholten. Tante Angelina konnte sehr  
schön auf der Geige spielen, und zum  
Singen der alten Weihnachtslieder ge-  
hörte ihr sanftes Geigenpiel kaum an-  
ders wie die Lichtertanne. Ihr Lächeln,  
als wir sie bewillkommneten, war gequält.  
Das frische Rot auf ihren Wangen war  
nur noch ein bläufrosafarbiger Hauch.  
Ihre großen dunklen Augen funkelten  
nicht wie sonst. Ihr kedes selbstbewußtes  
Dahinschreiten vermischten wir auch, als  
wir sie in unsere Wohnung begleiteten;  
müde und wie ohne Ziel schritt sie neben  
uns einher. Wortfarg. Sonst stand ihr  
Mund nicht still, soviel fragte sie, erzählte  
sie, lachte sie — ganze Tonleitern konnte  
ihre lachende Kehle heruntertrillern, wenn  
sie vergnügt war. Und Tante Angelina  
war sonst immer meist vergnügt gewesen,  
daß unserm ernstern Vater ihre „Quid-  
deritis“, er nannte Tante Angelinas  
Lachen respektlos: Quiddern, schon manch-  
mal zuviel war.

„Bist du krank?“ wagte ich Tante An-  
gelina zu fragen.

„Ne, mein Junge, aber ich soll mich  
verloben.“ Und dann lachte sie. Auch eine  
Tonleiter. Aber eine disharmonisch  
schrille.

\*

Was Großmutter wollte, setzte sie  
durch. Zäh hielt sie an den Plänen fest,  
die sie mit ihren Kindern hatte. „Ich be-  
stimme —“ fing sie zu reden an, wenn  
entscheidende Familiendinge zur Sprache  
kamen; ihre Rede endete dann stets: „—  
und damit basta!“ Darauf nahm sie  
eine große Prise Schnupftabak, kippte  
einen stets für sie bereit stehenden Gilska-  
kimmel herunter und nießte. Der Fa-  
milienrat war beendet. Er stand stets im  
Zeichen der Diktatur des Patriarchats.  
Alle hatten vor der Großmutter Angst,  
auch die Söhne und Schwiegeröhne. Ob-  
wohl sie eine kleine verhäuzelte Frau war  
und mühsam auf zwei Stöcken ging. Ihre  
Augen aber blühten wie die vom Alten  
Fris, wenn sie „— und damit basta!“  
sagte.

Außerdem „sah sie auf ihrem Geld“, wie  
mein Vater meinte, und nur wer ihr zu  
willen sein Leben einrichtete, durfte mit



Anspruch auf dieses Geld erheben. Onkel Peter hat sie enterbt, weil er ein Mädchen „unter Stande“ geheiratet hatte. Tante Angeline drohte dasselbe, wenn sie nicht den Rechtsanwalt Guido Lohmann heiratete, der einen schwierigen Prozeß für die Großmutter zum sieghaften Ende geführt und bei dieser Gelegenheit Tante Angeline öfters gesehen hatte. Er liebte Angeline, warb und wurde sofort erhört. Von der Großmutter. „— und damit basta —“

Großmutter und Tante Angeline wohnten in einer kleinen Stadt an der Posenischen Grenze. Großmutter haßte unsere „verräucherte Gegend“; um so mehr erstaunten wir, als sie plötzlich vormittags vor Heiligabend unter uns erschien. Mein Vater verschwand sofort zum Fröhschoppen, meine Mutter hatte „noch viel in der Küche zu tun“, wir Kinder mußten plötzlich unseren Spielzeugschrank in Ordnung bringen, und Tante Angeline gebrauchte überhaupt keine Ausrede. Aber ihr wutverzerrtes Gesicht rollten stumme Tränen, sie ging mit harten bösen Schritten aus der guten Stube, in der Großmutter mit Gilda und Schnupftabak empfangen worden war, und wir hörten die Tür zu ihrem Zimmer zuschmeißen. Ein Schlüssel knirschte im Schloß. Tante Angeline hatte sich eingeschlossen.

Großmutter nahm alles ohne viel Aufhebens hin. Sie war gewohnt, wie ein Plahregen zu wirken. Langsam kamen doch alle wieder hervorgekrochen. Großmutter hatte Zeit. Sie holte ihren Strickstrumpf hervor und strickte gelassen. Dann und wann murmelte sie vor sich hin: „Der Lohmann kommt, die Verlobung findet statt.“

\*

Guido Lohmann war vierzehn Jahre älter als Tante Angeline, viel älter als unser Vater, und der hatte doch schon vor neun Jahren unsere Mutter geheiratet. Es war von ihm immer als einem „stattlichen, wohlstuierten Mann mit durchaus annehmbarem Äußeren“ die Rede.

Dieser stattliche Mann war jedoch sehr zaghaft und unsicher, als er in unserer Wohnung am Nachmittag vor Heiligabend sich einfand und statt von der Braut von der Schwiegermutter zum Kaffee eingeladen wurde. Mutter „hatte

noch immer zu tun“, Tante Angeline blieb unsichtbar. Aber nicht lange. Plötzlich pochte Großmutter's Stock gegen die verriegelte Tür, hinter der Tante Angeline sich verborgen hielt.

„Jetzt aber Schluß mit den Fisematenten. Entweder — oder, liebe Lina!“

Ein Aufschluchzen war die Antwort. Angeline konnte rasend werden, wenn sie jemand „Lina“ nannte. Wenn aber gar Großmutter „liebe Lina“ sagte, dann fuhr sie einfach aus der Haut.

„Ich spring aus dem Fenster!“ schrie Tante Angeline. Großmutter lachte grimmig: „Quatsch. Der Lohmann wartet. Blamier dich nicht! Es wird verlobt, damit basta!“

Der Weihnachtsbaum brannte. Es wurde verlobt. Angeline erhielt von Guido einen Kuß auf die Stirn und ein Brillantarmband.

„Ich danke Ihnen, das wäre nicht nötig gewesen,“ sagte Tante Angeline und legte das Kästchen mit dem Armband zu den andern Geschenken auf den Gabentisch. Großmutter aber klappte das Kästchen auf, nahm das Armband heraus und streifte es über Tante Angelines linke Hand, die sie einfach ergriff und die ihr Tante Angeline wie gelähmt mit einem geängstigten Kaninchenblick überließ.

„Und die Ringe, lieber Lohmann?“ fragte Großmutter im gewohnten Kommandoton.

„Ach so — ach so —“ Herr Lohmann ließ den goldenen Kneifer fallen, er trug ihn an einer langen schwarzen Schnur. „Hier!“ Er zog aus der Westentasche die beiden Ringe. Großmutter streifte sie Guido und Angeline über die Finger und sagte: „Erledigt. Wir gratulieren! Hermann!“ wandte sie sich an meinen Vater, „der Sekt! Kinder!“ rief sie zu uns Kindern, die schon in einer Ecke die Weihnachtsgeschenke besahen: „Singen, los — eins — zwei — drei —: O du fröhliche —“

Wir sangen. Man mußte tun, was die Großmutter wollte. Aber die ganze Weihnachtstimmung war dahin. O, wenn sonst Tante Angelines Geige, von Vaters Klavierspiel begleitet, süß und leise anhub — „O du fröhliche —“

Aber Tante Angeline stand bleich mit einem verzerrten Lächeln um den Mund neben Herrn Lohmann.

Nach diesem frostig offiziellen Teil der Weihnachtsverlobungsfeier flohen wir Kinder trotz der verlockend brennenden Lichtertanne in das Plättzimmer neben der Küche. Und hier geschah nun das für mich unvergeßlich Schöne dieses sonst so stimmungserföhrten Weihnachtsabends. Plözhlich nahm alles Verworrene eine Wende zum Guten, das Disharmonische löste sich in Eintracht auf. Das kam so. Herta und Paula, meine beiden Schwestern, hatten das Plättzimmer bald wieder verlassen und waren mit ihren neuen unterm Weihnachtsbaum vorgefundenen Puppen zu unserem Mädchen in die Küche gegangen, um dort zu plaudern und mit den neuen Puppen zu prahlen. Ich blieb also allein in dem kahlen Plättzimmer, in dem eine matte Gasflamme brannte und alles wie sonst am Alltag ausfab. Nichts Weihnachtliches ließ hier die zärtliche Stimmung aufkommen, die alle Menschen am Heiligen Abend überfällt. Von all meinen Geschenken hatte ich mir nur jenes hierher mitgenommen, das mir Tante Angeline unter den Christbaum gelegt hatte: ein Ansichtskartenalbum, das bereits zur Hälfte mit all den Ansichtskarten gefüllt war, die Großmutter und Tante Angeline im Laufe der Jahre, seitdem es überhaupt Ansichtskarten gab, aus aller Welt erhalten hatten. Ich hatte damals schon die Sehnsucht, „die ganze Welt, alle Völker und Länder kennenzulernen“, mit Vorliebe las ich Bücher, die mich in ferne Länder entführten, und das Ansichtskartenalbum mit seinen vielen Städte- und Landschaftsbildern nährte meine jugendlichen Globetrotterphantasien.

Dennoch wollte keine rechte Freude über das Ansichtskartenalbum für mich aufkommen, obwohl es ein sehr schönes, in Leder gebundenes Album mit einem güldnen Messingschloß und metallenen Einbanddecken war.

Ich stierte in die flackernde Gasflamme über dem großen Plättisch, an dem ich auf dem hölzernen Schemel hoßte, der zum Wäschablegen diente.

Da wurde plözhlich mein Name leise gerufen.

„Tante Angeline?“

„Ich suchte dich. Wie gefällt dir das Album?“ fragte sie und erquälte ein Lächeln. Ich sah aber, daß ihr ums Herz viel eher zum Weinen war. Noch heute könnte ich sie, wäre ich ein Maler, darstellen, wie sie in diesem Augenblick vor mir stand: sie trug ein von oben bis unten mit Silberknöpfen durchgeknöpftes, in den Hüften leicht gerafftes hellblaues Kleid von Rohseide, am hochgeschlossenen, mit zwei Stäbchen rechts und links versteiften Kragen eine Rubinbrosche, und ihre Brust hob und senkte sich sehr erregt unter dem ihre Taille schmal einengenden Nieder. Zwei dunkle Haarlocken hingen ihr in die rundgewölbte Stirn. Ihre schwarzen Augen irrlichterten wie im Fieber. Der Mund mit der herzförmig geschwungenen Oberlippe zuckte nervös. Die kleine Nase war vor Weinen rot.

„Du — hör mal!“ sagte Tante Angeline und legte ihren Arm um meine Schulter. Ganz nahe stand sie bei mir, ich hörte ihr Herz klopfen, und es duftete stark nach Heliotrop.

„Dein Ansichtskartenalbum hat ein Geheimfach.“

„O sein —“

„Das Geheimfach darf niemand kennen, nur du und ich.“ Ich nickte so ernst, wie es sicher nur Kinder können, wenn Große sie ins Vertrauen ziehen. „Hier —“ Tante Angeline drückte auf den Rückendeckel des Albums, da tat sich an der Einheftseite des Deckels ein schmaler Schlitz auf: das Geheimfach! Und nun geschah dies: Tante Angeline öffnete zwei Knöpfe ihres Kleides und zog aus ihrem Nieder eine Photographie hervor. Es war das Bild eines jungen, hübschen Studenten mit Müße und Band. Störrische blonde Haare lugten unter der keß aufgesetzten Studentenmüße hervor, seine aufgeworfenen Lippen sahen sehr trohig und verwegen aus, kühn redete sich die Nase aus dem Gesicht hervor.

„Dieses Bild“, Tante Angelines Stimme zitterte, „möchte ich von heut an in dem Geheimfach aufbewahren, und — und — wenn ich einmal wiederkomme — und wenn ich dann dein Album

erbitte, will ich es vorfinden, hörst du? Sonst aber — niemandem zeigen! Niemals selbst neugierig sein.“

„Tante Angeline!“ Ich sah sie ergeben wie ein treues Hündchen an.

„Nichts reden.“ Ich nickte. Alles verstand ich sofort. Diesen Studenten hätte die Tante lieber zum Bräutigam gehabt als Herrn Lohmann. Aber die Großmutter — —

Als wenn Tante Angeline meine Gedanken erriet, begann sie plötzlich aufzuschluchzen. Sie setzte sich auf die Ecke des Schemels, auf dem ich schon saß, warf den Kopf in die Arme und weinte. Ich aber stand auf, trat dicht neben sie und streichelte ihr Haar. Dabei sagte ich immerfort: „Die böse Großmutter — die böse Großmutter —“

Plötzlich hob Tante Angeline ihr verweintes Gesicht und sagte: „So darfst du nicht sprechen! Großmutter ist streng, aber sie hat recht. Sie hat immer recht.“ Ich sah Tante Angeline mit ungläubigem Trotz an.

„Siehst du — Fritz — das ist hier der Student auf dem Bild — Fritz ist zwei Jahre jünger als ich. Wir lieben uns. Jetzt. Aber einmal werde ich zu alt für ihn sein. Und dann — er kann noch gar nicht heiraten. Bis er Assessor ist, vergehen noch sechs, sieben Jahr. Dann bin ich schon dreißig. Ich bin ja jetzt schon eine alte Schachtel. Die Großmutter hat recht, ich kann froh sein, wenn mich Guido Lohmann nimmt. Aber —“ und Tante Angeline lächelte wehmütig, Tränen hatte sie nicht mehr, „ich liebe Fritz. Wegen die Liebe ist kein Kraut gewachsen. O Gott — was erzähle ich da dir kleinem Jungen. Komm, wir wollen das Bild ins Geheimfach packen —“

Tante Angeline schämte sich. Dabei hatte mein Kinderherz all das begriffen, was mein Hirn noch nicht fassen konnte; denn nur Liebende und Kinder kennen das herzerreißende Weh unerfüllter Sehnsüchte.

Das Bild Fritzens verschwand im Geheimfach. Ein Druck auf den Rückendeckel, und er schob sich zurecht, als wenn er nichts verbar.

Wir gingen ins Weihnachtszimmer. Herr Lohmann trat Tante Angeline mit einem freundlichen Lächeln entgegen. Er

trug einen blonden Badenbart mit ausgerasiertem Kinn. Die Großmutter und auch meine Eltern sahen Tante Angeline merkwürdig scharf an: Wo steckst du denn?

Aber Guido Lohmann war wirklich nett zu Tante Angeline. Er nahm sie leise an der Hand und führte sie an den Weihnachtsbaum. Solange ich denken kann, hing an unserem Baum ein Engel, der in seinen Armen ein Püppchen trug. Guido tippte sacht an diesen Engel und sagte nur mit einem sehr zärtlichen Lächeln zu Angeline: „So will ich auch dich durchs Leben tragen, Angeline.“

Ich war, als wenn ich Tante Angelines Page wäre, nicht von ihrer Seite gewichen. Als ich Onkel Guido so sprechen hörte — mein Herz nannte ihn in diesem Augenblick zum erstenmal so — da sagte ich: „Der Onkel Guido ist aber wirklich nett.“ Ich wollte Tante Angeline insgeheim gut zureden. Die anderen Erwachsenen aber nahmen es für ein naives Kinderwort und lachten. Tante Angeline gab daraufhin Onkel Guido die Hand und sah ihm in die Augen.

Großmutter nahm eine Priese, goß einen Kümmel in den Hals, trächzte und sprach zu meinem Vater: „Hat dein Altester schon ein Sparkassenbuch?“ Offenbar hatte ihr meine Sympathieeudgebung für Guido Lohmann gefallen. Mein Vater verneinte. „Von heut an hat er eins“, sagte die Großmutter.

„Wieviel?“ fragte meine Mutter.

„Sei nicht vorlaut“, wies die Großmutter meine Mutter zurück, als wäre sie halb so alt, wie sie wirklich war, „das geht dich einen Schmarren an. Aber du weißt, wenn ich gebe, laß ich mich nicht lumpen.“

Da lachte Onkel Guido, er schien mit einem Male sehr glücklich zu sein, und sagte zu mir: „Ich verdoppele den Betrag auf deinem Sparkassenbuch.“

„Danke!“ stammelte ich. „Davon mache ich meine erste große Reise!“ (Das geschah auch später wirklich: es waren vierhundert Mark, die ich von Großmutter und Onkel Guido erhielt, und ich fuhr dafür mit siebzehn Jahren nach Italien.)

So wurde ich der kleine Held dieses Weihnachtsabends. Immer noch blieb ich wie Tante Angelines Page an ihrer

Seite. Die Geschichte mit Fritz und dem Geheimfach bewegte mein Kinderherz, und vor allem, daß dies das erste Geheimnis war, das ich zu bewahren hatte.

Als der Lichterbaum nun noch einmal angezündet wurde, da war endlich Weihnachten in unsrer guten Stube wie immer. Tante Angeline zog mich an sich heran und flüsterte mir ins Ohr: „Du wünschst dir doch die Buren und Engländer, die Zinnsoldaten, die bei Luntewanns im Schaufenster stehen. Ich schenke sie dir nach den Feiertagen.“

„Nein — Tante Angeline — da für nehme ich nichts geschenkt. Bitte nicht!“ Tante Angeline streichelte mich.

\*

Tante Angeline hat im Laufe der nächsten Jahre nur drei-, viermal nach dem Ansichtskartenalbum verlangt. Immer ruhiger entnahm sie dann, jedesmal allein vor meinen Augen, Frihens Bild. „Ein hübscher Kerl — aber“, sie hatte inzwischen längst Onkel Guido geheiratet, das Glück geht komische Zickzackwege.“ Und sie lächelte. Denn alle Welt wußte, Onkel Guido trug sie wirklich auf Händen, und Tante Angeline lebte sehr froh und zufrieden mit ihm.

Doch eines Tages, als Onkel Guido und Tante Angeline wieder zum Weihnachtsbesuch bei uns waren, kam der Onkel in mein Zimmer und sagte kurz angebunden: „Gib mal dein Ansichtskartenalbum her und öffne das Geheimfach.“ Ich war zwölf Jahre damals; bleich und zornig schrie ich: „Welcher Schurke hat da geschlüffelt und dir das verraten? Niemals zeig' ich dir das Album, Onkel Guido!“ Der Onkel ging auf meinen Bücherschrank zu. Man sah das Album hinter der Glastür im zweiten Fach links stehen. Ich kam ihm aber zuvor, zerschlug die Glastür und riß das Album an mich, ehe der Onkel danach greifen konnte.

In diesem Augenblick trat Tante Angeline lachend ins Zimmer. Sie hatte an der Tür heimlich alles erlauscht und sagte: „Aber Jungchen! Ich war doch der Schurke, der Onkel Guido das erzählt hat. Er weiß alles. Öffne das Geheimfach! Zeig ihm das Bild von Fritz! Komm her, deine Hand blutet ja —“ Sie umhüllte meine beim Scheibenzertümmern verletzte Hand mit dem Taschentuch.

Der Onkel strich mir das wirre Haar aus der Stirn und sagte nur: „Ein Cavalier.“

# Abschied von Wolhynien

Erzählung von Frits Krakow

Frits Krakow, der einen der dritten Preise des „Ostdeutschen Erzählerwettbewerbes“ erhielt, ist Danziger. Er ist dort im Jahre 1896 geboren und rückte 1914 als Kriegsfreiwilliger von Neufahrwasser aus ins Feld, um fast alle Weltkriegsfronten kennenzulernen. Der Fronteindruck hat bisher den vorherrschenden Baustoff seiner Erzählungen gebildet. Erst seit 1936 hat der als Oberzollinspektor in Königsberg Lebende die ersten Versuche gemacht, die Fülle des Weltkriegserlebens festzuhalten, wovon wir hier eine Probe in der Erzählung „Abschied von Wolhynien“ veröffentlichen.

Kirrender Frost scheuchte den Leutnant Niehl zurück auf seinen Eckplatz in dem tablen, stückigen Wartesaal. Es roch nach Tabak, Kaffee und muffigen Kleidern. Links lag der holprige Bahnsteig, auf dem heftig mit den Armen fuchtelnde, vermunnte Gestalten, meist in Uniform, vorüberstampften, dichte Hauchfabnen von sich stoßend, rechts der belebte Bahnhofsplatz mit öden Vorstadthäusern und grünen Zwiebeltürmen im Hintergrund. Die Menschen rannten wie befehen mit schiefen Köpfen, um der plötzlich hereingebrochenen stechenden Kälte keinen Eingang zu verschaffen, nur die struppigen bereiften Wagen vor den erbärmlichen Panzedroschken standen erstarrt da, während die Kutscher im Hallenorbau lärmten und schwachten. Neben Niehl hing sein Bursche Kreher klüglich auf dem Koffer, scheuerte sich die Stirn am Tisch und schnarchte wie die meisten seiner Nachbarn, die hier auf den ersten Zug aus der Ukraine warteten. Niehls Gedanken wanderten zu der geliebten Heimatstadt im Norden, die er nun für drei lange Tage auf der Durchfahrt zur Westfront besuchen durfte. Aber wann? Noch saß er im finstersten Rußland, das von bolschewistischen Plünderern wimmelte. Den Schienenweg fliete man eben erst notdürftig aus, riesige Ströme mußten über brüchiges, von Frühlingsbahnen durchschauertes Eis auf schwankenden Holzstegen bezwungen wer-

den. Schon auf dem Vormarsch ins ukrainische Land waren, gar nicht so weit von hier, seiner Batterie zwei Geschütze eingebrochen, und es hatte tagelanger Anstrengungen bedurft, sie herauszufischen. Er durchstreifte damals oft tagelang mit kleinem Troß das schweigende weiße Land, um Verpflegung für die Truppe heranzuschaffen. Wie die Teufel preschten sie ins Dorf, wo unförmige Schweine sich im Kot wälzten und grunzend und quiekend davontrollten. Die Soldaten flogen vom Wagen, Karabiner knallten und sogleich lagen ein paar der Tiere röhelnd auf ihrer dicken Schwarte. Während man sie sachkundig ausbluten ließ und verlud, stürzten klagend und fordernd ihre Besitzer herbei. Ein Bündel Zarenrubelscheine milderte ihren Schmerz, mit der oft dreimal gekreuzten Quittung schwang sich Niehl aufs Pferd und weg war der Spul. Nur ein paar dampfende Blutlachen erinnerten an den durchgeführten Auftrag. Einmal sollte er Gänse mitbringen. Ein Kanonier schleppte die letzte heran, war aber noch nicht am Wagen, als ihn ein kräftiges Mädchen von vielleicht 17 Jahren wie eine Pantherkake von hinten ansprang, ihm die laut schnatternde Gans aus dem Arm zu reißen versuchte und einen erbitterten Ringkampf begann, nachdem die erhoffte Überraschung mißlungen war. Niehl trat herzu und wunderte sich nicht wenig,

aus ihrem Munde deutsche Laute zu hören. Es sei ihre Lieblingsgans, die sie selbst mit Sorgfalt aufgezogen habe und nie könne sie sich von ihr trennen. Der gute Junge wurde ganz weich durch ihre Tränenflut und das unaufhörliche Flehen. Nun fiel sie ihm gar zu Füßen, preßte seine großen Hände gegen ihre schwellende Brust, die so herrlich auf und nieder wogte. Da widerstand er nicht länger und gab die überdies noch recht magere Gans frei. Niehl sah das Bauernmädchen im Geiste vor sich, wie ihre bit tenden, ihm gläubig zugewandten Braunaugen plötzlich schimmernde Freude ausstrahlten, wie sie rasend vor Glück aufsprang, die Gans schreiend und jauchzend mit solcher Inbrunst umschlang, daß sie nun einem nicht weniger grausamen Erstickungstode ausgeliefert schien. Dann stürmte sie mit wehenden Röcken davon, sperrte das Tier in den Verschlag, kam wieder und umfaßte nun voll überströmender Dankbarkeit seine Knie. Mit gelindem Zwang hob er sie auf. Solch ein Theater vor den verschmizt grinsenden Soldatengesichtern! Ärgerlich kommandierte er: „Aufgefessen! Marsch, zur Batterie zurück!“ Durch Fragen erfuhr er dann, daß sie die Tochter deutscher Kolonisten sei, die ihren Hof im Siedlungsraum durch Feuer eingeblüßt und nun in diesem Russendorf eine zweite Heimat gefunden hatten. Maria stand wohl Rede und Antwort, kam aber in ihrer Aufregung immer wieder auf die Rettung ihrer Gans zurück, untröstlich darüber, daß sie ihrem Befreier die edle Tat nicht vergelten könne. Dann war er davon geritten, dem Wagen nach. Ob er sie jemals wiedersehen würde? — Er kannte ja nicht einmal mehr den Namen des Dorfes.

Nichts Gedankentette riß jäh ab: In die herabrieselnde Dämmerung tauchte ein schwarzer Eisenleib mit Laternenaugen, der Zug! In wüstem Durcheinander brach alles auf, ein Drängen und Schieben hob an, bis alle wie von unsichtbarer Faust in die Zellen hineingestopft waren. Niehl konnte von seinem Sitz in die unendliche russische Landschaft blicken. Schwarzblaue Wälder säumten weiße Flächen, die wie Todesanzeigen wirkten, auf denen viele, viele Namen

Platz hatten, Sumpfebenen mit warzigen Binsenhöckern ermüdeten das Auge, nach Stunden stieg ein Strohdach auf, das im Zwielflicht gespenstisch nützte und blasse Schneeschleier im Winde wehen ließ. Viele Stunden schlich der Zug so durch die Weite. Im Abteil war die Unterhaltung versiegt, die sich ausschließlich darum gedreht hatte, wie sie wohl den breiten Strom queren könnten, um drüben den Anschlußzug zu erreichen. Die Wälder marschierten jetzt dicht heran an die Schienen, die Lokomotive keuchte mühsam einen Hügel hinan, heulte unheimlich und stand mit kräftigem Ruck. Gähmend fragte mancher, was los sei. „Nichts“, antwortete draußen einer, „die Strecke ist noch nicht in Ordnung. Der Bautrupps schafft es nicht ohne Hilfe. Wir werden bis zum Morgen liegen bleiben müssen und dann ist der andere Zug weg, ein ganzer Tag verloren“. Niehl sprang heraus, zog Erkundigungen ein, die noch viel schlimmer klangen. Auf langen Aufenthalt müsse man rechnen. „Liegt hier nirgends ein Dorf, in dem man einen Schlitten mieten kann“, forschte der Leutnant. „O ja, zwei Kilometer durch den Wald, eine Fuhr bekäme man da schon!“ Niehl stapft zu seinem Burschen zurück, der zwar kugelrunde Augen macht, als ihm der Leutnant seinen Plan auseinandersetzt, aber sogleich das Gepäck zusammensucht und in Kürze marschbereit dasteht. Den schweren Koffer, den Kleiderack schleppen die beiden nun zum Weg, durch Schneewehen rutschend und über tückische Baumstümpfe stolpernd. Wenn sie aber gehofft hatten, daß es nun leichter gehen würde, befanden sie sich — wie tatsächlich — auf einem Holzwege. Infolge reger Benutzung wies er tiefe Löcher auf, die dünnes Eis verdeckte. Man glitt wie auf Frühbeetfenstern einher, knickte ein, rappelte sich wieder auf und humpelte weiter. Ermattet zogen sie schließlich den Koffer wie einen Schlitten über den Schnee bis zu dem ersten Gehöft. Es mochte ein Krug sein, denn in dem spärlich erhellten niedrigen Saal, den Leutnant Niehl betrat, war das ganze Dorf, Männer und noch mehr Frauen, versammelt. Als er sich durch die stillgewordene, ihn neugierig oder frech angaffende Menge drängte, beschlich ihn doch Un-

ruhe ob seines Wagnisses. Sich einen Ruck gebend, verlangte er von dem hinter seinem Schantisch thronenden Wirt die Bereitstellung eines Schlittens gegen gute Bezahlung in Oberostrubeln. Der vierschrötige, triefäugige Kerl, dessen Gesicht nur aus Hängebacken und Tränensäcken zu bestehen schien, verstand ihn wohl. Er schüttelte den grauen Kopf und murkte in kaum verständlichem Deutsch, er werde wohl keinen Fuhrmann finden, der jetzt am Abend Lust hätte, ihn acht Schlittenstunden weit zum großen Strom zu fahren. Die Wolfsgefahr sei nachts zu groß, aber wenn der Herr Offizier im Dorf übernachten wollte, so würde einer beim Morgengrauen den Schlitten anspannen und ihn noch rechtzeitig zum Anschlußzuge bringen. Er rief einen schmauzbärtigen Mann mit gelbem Leder Gesicht an und verhandelte eine Zeitlang auf Russisch mit ihm. Sie wurden anscheinend einig, denn der Mann schlurste dienernd auf Niehl zu und wollte ihn mit sich ziehen. Der Wirt erklärte ihm, das sei der Fuhrmann Waclaw, der ihm ein Nachtquartier bieten und ihn für 10 Rubel zur Bahn bringen wolle. Waclaw führte Niehl und seinen Burschen, dem er das Gepäck schleppen half, über verschneite Wiesen zu einer strohgedeckten Hütte, die sich ängstlich an den schweigenden schwarzen Wald schmiegte. Ein einziger Raum, dessen Ecken das gelbrote Gefläder des Rienspans nicht erreichte, empfing die Gäste. Mit einladender Gebärde wies der Herr des Hauses auf eine an den Wänden herumsührende Bank, die als Nachtlager diente. Den Ehrenplatz auf dem mächtigen Ofen hatten ein waltes Paar und drei magere Kinder inne, die nur einmal mit großen Augen auf die Fremden schauen konnten, da sie sofort zurückgerissen wurden. Die gegenüberliegende Bank bildete die Lagerstatt des Ehepaares. Von der Decke baumelte dort eine Wiege mit der Jüngsten. Niehl fand nicht gleich Ruhe, als der Span knisternd verglomm. Durch das Fenster blinzelte Schneelicht und warf sich auf den weißen Schenkel der Frau, die halb im Schlaf die Wiege anstieß, so daß sie, in den Scharnieren leise knarrend und quiettschend, hin- und herschwankte. Der Alte hüftelte, ein Huhn gaderte verloren

im Schlaf, eine Kette klirrte zuweilen und aus dem angebauten Stall dröhnte dumpf ein Hufschlag gegen den Balken. Allmählich fielen ihm die Lider schwer herab, zwischen Traum und Wirklichkeit schwebend, glaubte er leichte Schritte zu vernehmen, die schwere Bohlentür drehte sich und gab ein dunkles Loch frei, durch das mit der Kälte zugleich eine weibliche Gestalt schlüpfte. Eine angstgepeitschte flehende Stimme, die ihm bekannt vorkam, klang durchs Dunkel und schien „Waclaw“ zu rufen. Dieser tauchte urplötzlich aus den Rissen hervor und wollte einen Span am Ofenseuer entzünden, was man ihm aber verwehrte. Ein aufgeregtes Tuscheln floß hin und her, bis Waclaw in die Stiefel fuhr und hinaus-eilte. Niehl war jetzt ganz wach, er griff nach Rock, Mantel und Pistole. Da schwebte die sanfte Stimme drängend an ihn heran: „Herr Leutnant, ich bin's, Maria, der Sie die Lieblingsgans retteten. Sie sind in Gefahr, Herr Leutnant. Nicht Licht machen. O Gott! Man will Sie berauben, vielleicht töten. Ich habe Waclaw Geld versprochen, ihn gebeten, sofort loszufahren, nicht durchs Dorf, da sind die Bolschewiti, die Böses planen!“ Niehl panzerete sich mit eiserner Ruhe, wenn es in seinem Innern auch stürmte und ein heißer Dank aufquoll gegen das Mädchen, das ihm Geringes so treu vergalt. Er hätte es an sich reißen mögen, küssen, umschlingen. Männer wissen ja nur immer dies eine. Er weckte seinen Burschen, der als alter Frontsoldat bei Alarm sofort zur Stelle war. Von draußen stampfte Waclaw herein, das Gepäck im Schlitten zu verstauen. Maria stand schau und bebend wie ein aus dem Nest gefallenes Vögelchen, drängte zur Eile. Ein geklüfterter Dank, ein inniger Händedruck, der einen unendlich besorgten, tränenstarken Blick gebar, — dann saß Niehl mit den beiden Männern vorn im Schlitten, den schwarzes Tannendickicht im Nu verschluckte.

Niehl sah nichts mehr, unfassbar schien es ihm, wie die Pferde in dieser Finsternis traben konnten. Die Zügel hielt der schappelzumbüllte Waclaw mit lockeren Händen, hinten lehnten die beiden Deutschen, die Köpfe eingezogen in den hochgeschlagenen Kragen, eine Decke straff

um die Schultern gelegt gegen den grim-  
migen Frost, der unbarmherzig eindrang.  
Der Schlitten glitt ins Ungewisse. Wäh-  
rend Niehl anfangs argwöhnisch nach  
allen Seiten gespäht hatte, um einen  
Hinterhalt früh zu entdecken, glättete die  
erhabene Ruhe des Waldes die Schaum-  
kronen seines Gemüths. Stumm standen  
die Tannen, zuweilen brach krachend ein  
Ast unter der Schneelast, und nur das  
Schnauben der Pferde, das dumpfe Auf-  
schlagen der Kufen auf die Höcker des  
Weges, ein sirrendes Brechen abgestoße-  
nen Eises schlug besänftigend an sein  
Ohr. Zugleich übermannte ihn die Er-  
innerung an das tapferere Mädchen, das  
so furchtlos für ihn eingetreten war und  
dafür vielleicht einem schrecklichen Schick-  
sal entgegenging. Ein unheimliches Bild  
tauchte vor ihm auf: Schmiedeeiserne  
Speerspitzen eines Bitters um den  
Wasserturm von Konotop starteten durchs  
Fenster seines Quartiers; — zu Lanzen  
gehören Fähnlein, zu Lanzen gehört  
Blut. Grobe Kleiderfetzen wehten gleich  
Fähnlein an dem Bitter, schwarzes Blut  
schrie anlagend gen Himmel, Blut un-  
schuldiger Geiseln, die fühllose Nord-  
buben vom Wasserturm stürzten, als die  
Deutschen die Stadt einnahmen. Wenn  
die blutbefleckten Hände ebenso gierig  
und rachsüchtig nach dem Mädchen grif-  
fen? Niehl machte eine heftige Bewe-  
gung, als wolle er vom Schlitten sprin-  
gen, ein drohendes Unheil abzuwehren.  
Sein Bursche sah entsetzt auf ihn, gab  
sich aber gleich wieder seinem stumpfen  
Brüten hin, als er nichts Gefährliches  
wahrnahm. Niehl gönnte den Gedanken  
keine Ruhe. Immer wieder peinigten ihn  
düstere Vorstellungen und zu gern hätte  
er gewußt, wie es jetzt in Marias Haus  
ausah. Sie schwebte in Gefahr und er,  
der satte Nutznießer ihrer uneigen-  
nützigen Tat, befand sich in Sicherheit,  
jede Minute trug ihn dem Zuge und der  
Heimat näher.

Da hielt der Schlitten, die nassen  
Pferde bedurften dringend einer Rast.  
Waclaw versorgte sie, während die beiden  
andern eilig durch die Wildnis stapften,  
um die steifgewordenen Glieder zu be-  
leben. Der Schnee schrie unter ihren  
Sohlen. Die Bäume lüfteten sich hier  
bereits und im bleichen Schneelicht konnte

man den Waldbrand erkennen, an den sich  
eine weite Ebene schloß. Hier hatten sich  
dünne Kiefern und Wachholder angefie-  
delt, die vergrünt emporstarteten. Da-  
rüber wölbte sich ein dunkler Himmel, an  
dem Myriaden kalt glitzernder Sterne  
hingen. Niehl trat zu den Pferden, die  
in ihrer Mahlzeit einhielten, die Ohren  
spitzten und eine merkwürdige Unruhe  
zeigten. Er kannte den scharfen Instinkt  
dieser Tiere, was erregte ihren Arg-  
wohn? Fünf Stunden mochten sie jetzt  
schon vom Dorf entfernt sein, es war  
drei Uhr. Verfolger konnten es nicht  
mehr sein, die Pferde hätten ihre Art-  
genossen eher mit freudigem Gewieher  
begrüßt. Waclaw merkte jetzt auch das  
Beben und Stampfen seiner Pferde, in  
voller Hast machte er alles reisefertig und  
bestieg den Schlitten. Zu spät! Ganz  
nahe ertönte ein unheimliches vielstim-  
miges Geheul. „Wölfel Auf den Schlit-  
ten und durch!“ schrie Niehl, zog die Pi-  
stole und wies nach der Heide, wo lang-  
gestreckte Gestalten mit blaßgrünen Lich-  
tern lauerten. Niehl zeigte Waclaw die  
Pistole und Krehers Karabiner, griff  
fest in die Leinen, um Waclaw anzu-  
deuten, daß er die Pferde bei jedem  
Schuß kurz halten müsse. Waclaw ver-  
stand, er trieb mit der Peitsche die  
beiden Braunen an, die vor Angst zit-  
ternd und schnaufend vorwärtstappten.  
Am Waldrand stockten sie und drangen  
seitwärts in das schneeverhangene Dick-  
licht, denn ein graues Gewimmel sperrte  
heulend den Weg. Nur durch Schlitze  
konnte man hoffen, die Bestien einzu-  
schüchtern und zu vertreiben. Der Bursche  
legte den Karabiner an die Backe, Niehl  
nahm eins der Tiere, das sich, von Hun-  
ger und Blutdurst getrieben, ganz dicht  
an den Schlitten heranwagte, auf's Korn  
und gleich darauf peitschte durch die eifige  
Luft ein Doppelknall, der sich an den  
Waldwänden brach und hallend verviel-  
fachte. Zwei Wölfe fielen, die andern  
stuhnten und zogen sich unter halb klagen-  
dem, halb drohendem Geheul ins  
schützende Gehölz zurück. Die erschreckten  
Pferde rissen ihrem Lenker fast die Zügel  
aus der Hand, brachen in wilder Flucht  
durch und rasten in die Steppe hinaus.  
Der Schlitten schleuderte, so daß sich die  
Männer mit aller Kraft anklammern



mußten. Allmählich gelang es dem geschickt fahrenden Waclaw, die Pferde wieder in seine Gewalt zu bekommen und auf den Weg zurückzulenkten. Aus ihren weitgeöffneten Rüstern stießen sie unter kurzem Stöhnen dicke Dampfwolken, die wie Schleier über dem Schlitten schwebten und zerrannen.

Niehl sah sich nach den Wölfen um. Das Rudel war am Waldsaum geblieben und schien unschlüssig, ob es der entgangenen Beute ins Freie folgen solle, während sich die hungrigsten oder verwegensten der Tiere im Schutz einzelner Büsche in gestrecktem Lauf näherten und den Pferden den Weg zu verlegen trachteten. Wie graue Nebelstehen flogen sie über die weiße Fläche. Zuweilen streckten sie die spitzigen Schnauzen schnobernd in die Luft und stießen ein heiseres Geheul aus, während die schaumbedeckten Pferde immer schwerfälliger galoppierten. Die Lage verschlimmerte sich zusehends, denn der Kriegsrat des Rudels schien mit dem Entschluß geendet zu haben, sich auf die Fährte zu setzen. In langen Sprüngen jagte es nun heran und bald sahen die Männer das tückische Licht ihrer Augen funkeln. Die Deutschen stießen Waclaw an und feuerten auf die Verfolger. Die Pferde sprangen wild zur Seite, der Schlitten kippte, richtete sich aber zum Glück an einer Schneewehe wieder auf und schlingerte hinterdrein. Die Wölfe verhielten einen Augenblick unter schaurigen Klagelauten, mit denen sie den Tod eines der ihrigen zu begleiten pflegen, und verdoppelten dann ihre Schnelligkeit. Inzwischen waren die seitlich des Weges folgenden Wölfe vor die Pferde gelangt und versuchten sie durch verwegene Sprünge an der Kehle zu packen. Hier drohte jetzt das größte Unheil und der Scharfschütze Kreher begegnete ihm mit überlegener Ruhe, indem er eine der gefährlichen Bestien nach der andern umlegte. Noch immer war weit und breit keine menschliche Niederlassung zu erkennen, von der ihnen hätte Hilfe werden können. Als wenn die um ihr Leben rasenden Pferde ihre wahren Todfeinde erkannt hätten, ließen sie sich von den krachenden Blicken der Schüsse nicht mehr so völlig aus der Fassung bringen wie anfangs. Sie schüttelten sich und keilten

aus, um die gierigen Angreifer fernzuhalten, die mit lang heraushängender roter Zunge und dampfenden Leibern, aber mit erstaunlicher Zähigkeit und Ausdauer dahinsflogen und sich durch die todbringenden Schüsse wohl etwas abschrecken und zur Vorsicht mahnen, jedoch nicht von der Verfolgung abbringen ließen. Der wühlende Hunger, der Schweiß und Blutgeruch, die hitzige Gier und das gellende Geheul ihrer Genossen befeuerten ihre Angriffswitz und bewogen sie zu einem allgemeinen Sturm auf den Schlitten. Niehl hielt mit der Pistole die springenden Tiere vorn und an der Seite in Schach, während sein Burische die größten und raublüfternsten aus dem nachfolgenden Rudel herausholte, das sich bereits zu lichten begann, denn viele waren dem mörderischen Tempo nicht mehr gewachsen. Nur ein alter grauer Karpathenwolf wußte sich allen Nachstellungen gewandt zu entziehen. Bald tauchte sein greulicher Dreiecksschädel mit zwei glühenden Kohlen, die bei dem schnellen Lauf Kometen-schweifen glichen, neben dem Schlittenrand auf, bald mischte er sich unter die schäumende Rotte, wie wenn er sie als ihr Anführer aufwiegelte und anspornen müsse. Eben sauste das leichte Gefährt an einer dichten Hecke vorbei, da schwang sich der riesige Satan mit Leichtigkeit herüber, schnappte wild um sich und verbiß sich im Arm des gerade zielenden Kreher. Niehl fuhr herum und jagte dem wütenden Tier eine Pistolenkugel zwischen die Rippen, daß es den Halt verlor und in dumpfem Fall zwischen die Meute stürzte. Diese stuchte und wich widerwillig zurück; das Los des alten Wolfes schien abzuschrecken. Oder gab es eine andere Erklärung für das Zaudern der erbarmungslosen Blutsäuser? Niehl spähte umher und konnte einen Jubelruf nicht unterdrücken, als er eine Ortschaft gewahrte, deren Bewohner wohl durch die Schieberei aufgestöbert waren, wie die zahlreichen Lichtpünktchen bewiesen. Neben ihm knirschte sein tapferer Kamerad vor Schmerz mit den Zähnen. Teilnehmend forschte er in dessen bleichem Gesicht nach seinem Befinden und sah, wie sich der Mantelärmel dunkel färbte. Er schnürte ihm eilig den Brotbeutelriemen um den

Oberarm, die Blutung zu stillen. „Halt! Wer da?“ schallte es ihnen entgegen. Eine mächtige Gestalt in Wachtpelz und Filzstiefeln wuchtete auf sie zu und forderte ihre Papiere. Sie standen am Ziel, der Station vor dem großen Strom!

In der Sanitätsstube der Ortskommandantur verband man Krezers zerfleischten Arm. Drei Wochen würden vergehen, ehe er seinen Heimaturlaub antreten könne. Der rasende Lauf hatte die Pferde arg mitgenommen, sonst fanden sich nur ein paar unbedeutende Risse von Wolfskrallen an ihrem nassen strähnigen Fell. Waclaws Belohnung fiel sehr reichlich aus. So konnte er die braven Tiere aufs Beste pflegen und übernahm dann noch einträgliche Fuhren für den Bahnbau, ehe er wieder heimkehrte. Niehl bedauerte seinen Burschen, zu dem er durch das gemeinsame Erleben ein kameradschaftlicheres Verhältnis gewonnen hatte. Beim Abschied sprach er zu ihm über die schlimmen Befürchtungen, die er für das Schicksal ihrer jungen Retterin hegte und trug ihm auf, in Marias Dorf nachzuforschen, wenn er wieder genesen sei.

Als Niehl nach Überquerung des Stromes im warmen Polsterabteil durch Polen ratterte, hielt seine trübe Stimmung an. Die Telegrafendrähte summten voll Schwerkmut, hoben sich sehnsüchtig zu ihrer Stange und sanken enttäuscht zurück, um sich der nächsten anzutragen. Erst als sich nach langer Reise am blaßgelben Abendhimmel die schwarze Silhouette seiner Vaterstadt abhob mit der zierlichen Rathausnadel, dem massigen Marienkirchturm und den andern markigen Steinzacken der Jahrhunderte, verdrängte eine Zeitlang dankbare Freude die wehmütigen Erinnerungen an Wolhynien.

\*

Zwei Monate später lag Niehl, mit der Zeltbahn zugedeckt, in seinem Erdloch neben der Batteriestellung. Feiner Regen sprühte aus niedrigen Wolken und verwandelte den französischen Lehm in einen glitschigen Brei. Zum erstenmal seit Beginn der Offensive hielt er ein

Schreiben seiner Mutter in Händen, einen Brief, der äußerlich nicht anders aussah, nicht schwerer in der Hand lag als alle vor ihm. Und doch riß er den Umschlag ungeduldiger auf als sonst, denn er sollte ihn endlich von der quälenden Ungewißheit befreien, die wie Blei auf ihm lastete. Er las, las wieder und starrte minutenlang ins Leere. Krezer hatte Wort gehalten und Niehls Mutter am ersten Urlaubstage berichtet. Jetzt schrieb sie ihm, was sich damals nach der Flucht zugetragen, mit mütterlicher Güte alles Schroffe, Harte vermeidend. Maria hatte Niehl beim Betreten des Versammlungsraumes sofort wiedererkannt und war gespannt den Verhandlungen zwischen ihm und dem Wirt gefolgt. Im Laufe des Abends schlich sie um die bolschewistischen Sendboten herum, die das Dorf zu offenem Widerstand gegen das deutsche Heer aufwiegeln wollten. Als das nicht recht gelang, beschloßen sie selbst den Anfang zu machen mit dem grünen Bürschlein von Offizier, den ihnen der Zufall hergeweht hatte. Die Kolonistentochter huschte heimlich aus dem Saal, über das Leichentuch der Wiesen und vergaß auch nicht einen Haken zu schlagen, um lauernde Spitzel zu täuschen. Die Warnung gelang. Aber der Umweg hatte nichts genützt. Ihr Tun war beobachtet worden und auf dem Heimweg hatte man sie ergriffen, in heller Wut an den Haaren weggeschleift und schließlich als verruchte Landesverräterin mit dem Gewehrkolben erschlagen. Armes kleines Gänsemädchen! —

Niehls Auge umflorte sich, er konnte es nicht fassen, daß diese mild wärmende Menschenflamme erlöschen mußte, weil sie seinen Weg erhellt hatte. War er ganz frei von Schuld? — Im Getümmel des Kampfes fand er keine Muße mehr zu grübeln. Heulend kamen Granaten herangezogen, die Antwort heischten. —

Das lodernde Feuer des letzten Kriegsjahres hat aber die schmerzliche Erinnerung an Wolhynien nicht auszubrennen vermocht. Und in schwülen Nächten wölbten sich seine Hände, als ruhten sie selig auf einer atmenden Brust.



Friedrich Kunizer: „Die Betenden“, Öl, 1936  
Deutsche Kolonisten aus dem ehemaligen Mittelpolen



# Die Butterblume

Erzählung von Oswald Claassen

Oswald Claassen, der einen der dritten Preise des „Ostdeutschen Erzählerwettbewerbes“ erhielt, ist ein Sohn Osterodes, der sich auch längere Zeit im Baltikum aufhielt und nach seiner Übersiedlung nach Petersburg bei Kriegsausbruch 1914 interniert wurde. Er floh aus der Internierung und schuf aus diesem Erlebnis den Roman „Der Zeitlose“ und wurde, da er schwer verletzt war, in Marinediensten verwundet und ab 1918 in Libau Soldat. Als freier Schriftsteller und Mitarbeiter ist er vielen deutschen Zeitungen bekannt und wurde ab 1936 der Hauptschriftleiter des bekannten „Fridericus“. Augenblicklich gibt er den Nachlaß des Schriftstellers Egon Frhr. v. Rappert heraus.

Gegen Abend, bei gutem Wetter, pflegte Andreas auf dem grasigen Deich am Flusse entlangzugehen. Andreas liebte die rauschende Bläue des Stromes und den Widerschein des Abends, das Lob des Tages. Wer aus dem Dorfe ginge auch am Fluß spazieren, wo kein ordentlicher Weg führt und nichts zu sehen ist, als ein paar niedrige Weiden und die großen Kreise der drehenden Strudel im strömenden Wasser. Nur der Kirchturm von drüben schielte mühsam über die Baumwipfel, wenn er nicht gerade mit den Bauernhäusern um sich herum zu tun hat.

Auch drüben geht niemand, geschweige denn so allein wie Andreas. Sie haben alle in der Wirtschaft zu schaffen und keine Zeit, über die Sichtigkeit und Farbe des Wassers und über die Wolkenschwärme nachzusinnen, auch keine Lust, sich über einen alten schiefen Kirchturm lustig zu machen, den kaum einmal das Wasser spiegelt. Dafür sind sie auch nicht so einsam wie Andreas, der erste Chemiker in der großen Zuckerfabrik.

Er bewohnte ein leerstehendes Haus in dem kleinen Dorfe, in dem niemand möblierte Zimmer vermieten könnte. Andreas war unverheiratet; er kümmerte sich nicht um Frauen, und er versteht nichts von ihrem einzigen Sinn. Er ist für Wissenschaft und für Arbeit an unerreichbaren Dingen. Als er einmal vom

Schnellzuge aus ein Eichhörnchen sah, das dicht an der Strecke auf einem vorhängenden Kiefernast hockte, neugierig, wie schon diese Tiere sind, die alles wissen wollen von dem, was da so vorbeifahrt, hielt Andreas dieses Erlebnis vergleichsweise für wichtiger als jede Frau, selbst die weniger neugierig an sein vorwärtseilendes Leben herantrat. Viel mehr könnten wir auch auf keinen Fall gewinnen, wir Männer, aber das ist eine nebensächliche Ansicht von Andreas.

Er lebte eben viel zu einsam und raktierte dazu im Uder des Unerreichbaren. Es gibt solche Leute, massenhaft. Sie sind meist nicht unglücklich, weil sie gar keine Zeit für Glück haben. Dafür kennen sie um so besser den täglichen Verdruß und glauben an ihren Ärger statt an ihren Jähzorn. Andreas zumal glaubte, geradezu allwissend zu sein. In dieses Gebiet der täglichen Reibungen gehörte nicht nur die Fabrik und seine Arbeit, sondern vor allem seine Aufwärterin, von der er behauptete, daß sie kunstvoll seine Sachen zu verstecken wisse, die er doch selbst schon genügend verlege. Dazu kamen rauchende Öfen und das ewige Kreuz mit der Wäsche, die niemals stimmte und an Zahl immer mehr schrumpfte. Ja, die Wäsche, Strümpfe und Taschentücher: Gott weiß, wo sie blieben. Wenn aber Andreas das feststellen wollte und nur den Mund aufat,

dann sah ihn die alte Wäscherin an mit hundertfältigen Wurzelfalten um die klugen Augen, und sie sah in sein Herz und wußte, daß Andreas wieder einmal die Taschentücher im Labor dazu benutzt hatte, um vergossene Säuretropfen gedankenlos fortzuwischen, und wußte, daß er die zerfressenen Reste achtlos liegen ließ, bis der Labordiener sie an sich nahm. Denn seine Frau war sparsam und machte immer noch etwas daraus. So war sie erzogen worden und hatte schon alte Stiefel vergoldet und mit Strohblumen gefüllt als Zier auf den Schrank gestellt. Aber das gehört nicht hierher; jenseits der Weichsel sind sie nun mal so.

Andreas glaubte die steile Leiter des Mißgeschicks auf allen Sprossen bis in die unergründlichen Tiefen seiner Schüßfächer zu kennen, ohne unglücklich sein zu müssen, weil er zuviel arbeitete und von den Frauen nichts hielt. Deshalb kannte er auch das Glück nicht. Es war schwer, mit ihm umzugehen: es gehörte Geistesgegenwart dazu. Im Unglück braucht man bloß stillzuhalten, es kommt von allein, und stillhalten kann jeder so gut wie Andreas.

Eines Tages jedoch geschah ihm das mit dem Glück, und es wäre wohl besser ausgegangen, wenn es Winter oder Hochsommer gewesen wäre; dann sind die Menschen bedächtiger. Es wehte aber ein strahlender Ostwind, der reizbar macht, und den Ostermond hatte die helle Tagsonne ganz und gar verschlungen. Nur die Astronomen konnten ihn noch sehen mit Rohren, dick wie Geschütze, mit denen man auf ferne Feinde schießt. So sehr verbirgt sich der Frühling.

Ein sonnenlanger, blichblauer Nachmittag war es, um die Stunde des Schweineessens. Andreas hätte solchen Vergleich abgelehnt und lieber eine genaue Zahl von seiner Uhr abgelesen. Dazu kam es nicht, und trotzdem blieb es um die Zeit des Schweineessens. Andreas konnte nur um diese Zeit zu Hause gewesen sein, weil er kurz vorher dem Vorbas, dem Kollegen Grigoleit, gründlich die Meinung geblasen hatte und vor But einfach davongerannt war. Mitten aus dem Dienst; jawohl! — Allerdings, der Chef hatte an diesem Nachmittag in der Stadt zu tun. Wäre Andreas sonst etwa nicht fortgegangen? Fragen Sie

ihn selbst! — Das war noch gar nichts. Mit dem Buch hat er auf den Tisch gehauen, und die Türen hat er geschmissen, ja. Bloß weil der Grigoleit gesagt hatte, er heirate nicht, weil er zu wenig Geld verdiene.

Da war Andreas also hinaus. Und stand nun inmitten der Frühlingssonne im grünen Grase im stillen Garten, knipfte eine Blume ab, eine gewöhnliche Butterblume, und tat sie ins Knopfloch, als wäre es ein Orden, und hat dabei gepfiffen. Worauf er pfiß, weiß ich nicht; wahrscheinlich auf den Grigoleit.

Wie er unter den Bäumen hervor war und an sein Haus kam, da ist sie gestanden und hat etwas stolz gelächelt. Sie kam ja selbst mit der Wäsche, sie, die schon in der großen Stadt gewesen war, sie, die Tochter, und sie käme auch nur, weil die Mutter nicht päplich sei, und sah aus wie ein Fräulein, blaß und mit seidnen Strümpfen. In der Stadt geht sowas schnell.

Nun brachte sie Andreas die Wäsche von sehr weit her; sie mußte über den Fluß; denn mit dem eigenen Dorf ist Andreas längst zerfallen. Außer ihm weiß es zwar niemand, aber darauf kommt es wohl nicht an. Doch er läßt auswärts waschen, und es ist sehr unbequem, zu ihm zu kommen. Wenn auch das Wetter schon frühlings schön ist, geht der Weg doch durch Sand, und sie, ein Fräulein, mußte durch das Dorf gehen mit dem Paket, von dem jeder weiß, daß Andreas' Wäsche darin ist.

Andreas läßt höflich das Fräulein vor sich in das Haus ein. Oho, es sieht mit Schwalbenaugen flink umher: soviel Räume und in kaum einem steht was drin. Nur in der Küche häuft es sich zum Berg. Die Aufwärterin kommt eben niemals, wie sie soll, sagt Andreas. Sie wäre hochgradig unpünktlich und entschuldige sich mit einer werfenden Sau oder Kuh; wie soll das Andreas behalten, wo auf dem Lande mit dem Vieh immer was los ist, und jedes auf seinen Fachausdrücken besteht wie der Mensch in den Städten. Das wäre aber eine Abschweifung und erkläre ihr nur, weshalb alles so herumliege, und warum das Zimmer nicht gemacht sei, und weshalb die vielen Bücher keinen Platz fänden, ja.

Das Fräulein hat das alles ganz richtig erfasst und schnell eingenommen und ist nicht daran gestorben. Es legt sacht die Wäsche heraus und schnürt Papppapier und Bindfaden zusammen, weil beides auf einem Dorfe rar ist. Ein andermal könnte es regnen; im Frühjahr stehen Sonnenschein und Regen leider nahe genug beieinander für Fluren und auch für Menschen, die mit dem Frühling nicht umzugehen verstehen. Aber noch scheint die Sonne. Beiden.

Andreas blickte genau hin, was das Fräulein machte. Er muß es sehen. Es gibt gar keinen Ausweg, wenn ein junges Fräulein auspackt, sich bückt und die Bluse verrutscht und die holde Schlucht offenbart. Das muß selbst ein Chemiker sehen, ob er will oder nicht. Und ihre Arme sind nackt bis zum Oberarm und blühen dem schönen Frühling zu.

Nun richtet sie sich auf, rot vom Bücken, und lacht ein wenig verlegen. Ihre Zähne sind bloß und gerade wie ihre Arme, ihr Mund glüht. Das Fräulein reckt sich unmerklich in der Bluse und hat nun Haltung. Sie ist so groß wie Andreas. Er aber versteht was vom guten Ton, und daß er ein junges Fräulein nicht behandeln kann wie die verrunzelte Mutter, die ihn oft so böse anschaut. Weil es just um die Zeit des Schweinevespers ist, wird er etwas ansehen und ladet das Fräulein zum Kaffee ein.

„Sie müssen sich schon ein wenig gedulden. Das werden wir gleich haben.“

Das Fräulein hilft mit, versteht es auch viel besser als er, der doch dabei ein Chemiker ist, und es geht wirklich ganz schnell, indes Andreas noch davonläuft, etwas einzuholen. Aber weil er zu dem besten Kaufmann des Dorfes, dem Schnösel, natürlich schon lange nicht mehr hingehet, bringt er nur althadene Refse mit.

Sie bemerkte seine Freundlichkeit, und sie tat ihr gut. Andreas lehnte ab: „Sie haben sich den Weg durch den Sand und über das Wasser gemacht . . . Bleiben Sie nun ganz zu Hause, oder geht es wieder in die Stadt?“

„Nur nicht mehr in die Stadt! — Nein, nein, das ist furchtbar dort. Und solche Unruhe. Deshalb sehen die Menschen alle auch nur danach aus, wieviel Geld sie verdienen. Das ist bei uns gott-

lob anders.“ — Aber es klingt wie die Geschichte einer Flucht. Andreas stimmt nachdenklich zu: „Deshalb nämlich bin ich auch hier. Hier kann ich arbeiten. Ja, hier —“

Andreas blickt zärtlich auf seine Bücher und auf den unaufgeräumten Schreibtisch und fühlt sich wohl. Er allein weiß, woran er arbeitet, und es ist, man muß schon sagen, ein großes, wichtiges Vorhaben. Andreas lächelt und spricht mehr als in sechs Wochen.

„Ich könnte mir denken, daß Sie nicht recht in die Stadt passen.“

Das Fräulein pflichtet ihm bei: „. . . in der Stadt sind auch die Männer nicht so wie Sie.“

„Wieso?“

„Nun, die sehen mich anders an, als Sie das tun. Die wollen dort gleich was.“

„So?“ sagt Andreas, „Wieso denn?“

„Es war schrecklich. Da war einer, der . . .“ Das Fräulein wird rot und wieder blaß, und Andreas denkt sich, was nicht stimmt. Sie dauert ihn natürlich; deshalb sprechen sie weiter vom Dorf und seinen Bewohnern. Das Fräulein ist aufgestanden, und Andreas sieht zu, wie es ein wenig Staub fortpustet und die Refskrümel zusammenstreicht. An den Schreibtisch traut sie sich wohl nicht, legt nur die Bücher vom Stuhl hinauf, räumt dann den Eßtisch ab und reckt das Tisch-tuch zurecht. Aber jede ihrer Bewegungen erscheint Andreas großartig, anmutig und noch nie gesehen. Er denkt an Grigolet, daß der nun gar nicht weiß, wie gut er, Andreas, das jetzt hat nach dem unnützen Ärger und durchaus vergnügt sei. Seine Bude ist hell geworden, es riecht nach frischer Wäsche, und ein Duft vom jungen Frühling ist dabei.

„Ich hab' noch was“, sagt Andreas und überreicht ihr lächelnd die Butterblume aus seinem Knopfloch. „Bitte.“ — Wahrhaftig, das Fräulein nimmt und steckt sie an und sieht nicht ein kleinwinzig böse darüber aus, daß es nicht gerade eine Rose oder ein Veilchen ist.

„Danke!“ sagt sie, und es ist wie ein Knick. Sie staunt ja auch sehr über die vielen Bücher; solche Gelehrsamkeit schüchtert ein. Sie blickt kurz von unten zu ihm auf:

„Sie sind wohl auch ein chemischer Arzt?“

„Was bin ich? Ein chemischer Arzt?“ lacht Andreas, aber er hat es schnell begriffen und macht es ihr ebenso schnell klar.

„Nein, ich bin nicht Doktor. Dazu braucht einer Geld, und das habe ich nicht gehabt. Aber das macht nichts.“ — Dafür kramt er hastig und wichtig Hefte, Bücher und Zeitschriften hervor. „Sehen Sie, dieses hier und das, und dies Buch habe ich geschrieben. Und noch viel mehr.“ Es ist in der Tat sehr viel, und das Fräulein sieht ihn bewundernd an; denn sein Name steht gedruckt.

„Dann wohnten Sie sicher auch lange in der Stadt?“

Gegen die Stadt ist sie misstrauisch; deshalb fragt sie wohl. Andreas antwortet:

„Ja, gewiß. Erst das Studium, und dann war ich Assistent. Viel Arbeit, aber nichts für mich.“ Mehr will er nicht sagen; Andreas denkt ganz richtig, daß sie davon nichts verstehen könne; nichts von chemischen Untersuchungsmethoden und von seinem Stedenpferd, den biologischen Forschungen, und nichts von der Resorption des Alkohols in der Blase. Er sagt nur so, um zu erzählen: „Den Atem habe ich auch untersucht.“

„Welchen Atem?“

„Nun, den von Tieren und auch von kranken Menschen.“

„Wozu haben Sie das gemacht?“

„Weil wir doch dahinterkommen wollen, wozu der Atem da ist. So genau wissen wir das noch keineswegs.“ Und Andreas ist nahe dran, loszulegen mit einem langen Vortrag, auch von der rätselhaften Milz möchte er erzählen; doch er stoppt ab. Er sieht, wie ihre Augen dunkel geworden sind und ihn voll Wunder anblicken.

„Das kann man wissen... O Gott!..“

Andreas überstürzt und verhaspelt sich; das tat ihm gut. Natürlich hätte Grigolet oder der Chef niemals etwas Ähnliches gesagt. Aber er weiß auch sehr viel einfacher zu reden; er spricht zu ihren Augen und läßt alle Wissenschaft im Stich: er hat etwas Wichtiges zu fragen:

„Haben Sie es dem Kerl in der Stadt denn auch wenigstens tüchtig gegeben?“

„Ja! Sie werden das nicht begreifen. Er wollte mich heiraten, und dann, weshalb er es doch nicht tat...? Sie hätten das nicht getan!“

Nein, Andreas hätte das gewiß nicht getan, und er ist sehr böse auf den Mann, der dieses wunderhübsche Fräulein so schlecht behandelt hat, mit einem Grübchen in den Armen und mit so unerklärlichen Augen. Andreas hat so etwas noch nie gesehen. Sie sind wie Pariser Blau, denkt er; aber es huscht nur so hin in ihm. Er schritt auf, als sie sagt:

„Es ist ja ganz spät geworden, Herr Doktor; es wird schon fast dunkel. Die letzte Fähr geht gleich.“ Sie will schnell fort und greift ihr Papier und den Bindfaden.

„Halt, halt!“ sagt Andreas, und er weiß später gar nicht, wie er darauf gekommen ist, „ich muß doch erst die Wäsche nachzählen. — Oder wissen Sie, ich lasse das alles so und Sie kommen morgen wieder, und dann können wir das nachholen.“ Nie in seinem Leben hat er Wäsche gezählt; er nahm und legte eifertig alles in den Schrank. „Hier, den Schlüssel! Den nehmen Sie nur an sich.“ Sie sträubte sich, der Schlüssel wirkte auch wirklich lächerlich; die alte Schranktür war wacklig genug und eingejunken wie die Brust eines Kranken. Ohne jeden Schlüssel könnte man die Türe mit dem kleinen Finger öffnen.

„Wenn Sie meinen, daß es nicht stimmen könnte“, sagt das Fräulein schnippisch, „dann kann ich ja kommen.“

„Doch, doch; Sie müssen kommen!“ Sie sieht ihn an; ihr kleines Lachen klingt wie feines Glucksen, fast unhörbar. Sie wird schnell wieder ernst und blickt ihn mit großen Augen an.

„Sie müssen sicher ein guter Mensch sein!“

„Und wie!“ grinst Andreas. „Heute erst habe ich meinem Kollegen die Türe vor der Nase zugeschlagen. Deshalb bin ich überhaupt auch früher hier gewesen.“

„Und morgen?“

„Na ja... Könnten Sie nicht lieber übermorgen kommen, am Sonnabend. Dann gehe ich früher.“ Es klingt etwas kleinlaut.

„Ja, gut! Übermorgen!“ —

Dann ist sie gegangen. Andreas begleitet sie nicht, weil es ein Dorf ist;



aber er sieht ihr nach und steigt die Bodentreppe hinauf. Schon lange wollte er feststellen, ob von dort wohl der Fluß zu sehen wäre. Aber die Bäume stehen davor.

Zum Abend holt Andreas den Kollegen, den Lorbas, ab. Beide gehen in den Gasthof und Grigoleit wundert sich mächtig, daß Andreas mit ihm in der Kneipe sitzt und Studentengeschichten erzählt.

„Wir machen das verkehrt, Grigoleit. Wir haben zuviel gelernt und studiert, und wir haben uns zu wenig um das Leben um uns gekümmert.“

„Wieso wir? — Sie vielleicht! Wasser löscht Feuer nicht durch Rässe, sondern durch Luftabschluß. Das sollten Sie wissen, mein Lieber. Sie aber schließen sich von der Außenwelt ab, und nun wundern Sie sich, daß nichts in Ihnen brennen kann. — Sie sollten mal nach Königsberg fahren!“

„Nein, Grigoleit! Entweder ist das Leben überall, dann ist es auch hier bei uns; oder es ist nur in uns, und dann finde ich es erst recht hier und nicht in der Stadt.“

„Mit dem Leben hier haben wir nichts gemein. Davon sind wir ausgeschlossen. Wir leben für uns, und jene leben für sich. Weil sie eine große Familie sind. Was Sie immer bloß Klatsch nennen, ist das Gewissen und die Gemeinsamkeit dieser Leute, zu denen Sie schon gar nicht und nie hingefunden, Sie Bücherwurm!“

„Das Gegenteil werde ich Ihnen beweisen! Dies ist mein Land.“

„Da bin ich sehr neugierig, wie Sie das tun wollen. Wahrscheinlich werden Sie eine mehrbändige Abhandlung über das Dorfleben und über die Seele der hiesigen Dorfköter schreiben. Lassen Sie das, Sie verstehen davon nichts...“

„Sie werden sehen!“ — Er selbst will das Beispiel sein; Andreas ist zu allem entschlossen und hat die Einsamkeit satt. Er erzählt aber nichts, auch nicht, daß er, wie er es nennt, eine bäuerliche, reine Seele kennengelernt hat. Dafür trinkt er mehr, als nötig ist. Auf dem Heimwege bleibt er stehen, sieht die Straße entlang und sagt mit ausholender Armbewegung: „... auch Christiane Vulpius.“

Am nächsten Tage aber ist ihm nicht gut zumute.

Auch tut er nach Feierabend nichts an seinen Arbeiten, sondern schiebt sich im Hause herum und räumt auf. Hin und wieder streift sein Blick den verschlossenen, eingefunkelten Schrank. Er sieht ihn lange an und denkt bei sich: „Hat die Wäsche früher wirklich niemals gestimmt? Da brachte sie auch kein junges Fräulein. Daß er niemals nachgezählt hat, muß Andreas völlig vergessen haben. Gegen Abend geht er zum Fluß, und der schiefe Kirchturm schaut mit großen Ahrengaugen bedenklich zu ihm hinüber.“

Anderntags kommt das Fräulein. Sie hat etwas mitgebracht; ein Taschentuch. Andreas sieht gar nicht darauf hin: sie trägt am Ausschnitt eine Butterblume! Andreas hört schlecht zu.

„Mutter wollte schon das Tuch fortwerfen. Sehen Sie, es ist voll großer Löcher, nur noch ein Fetzen. Aber weil Sie sagten, Sie wollten nachzählen, und es könnte fehlen, da habe ich es mitgebracht. Es steht übrigens auch auf der Rechnung vermerkt.“

„Nein“, sagt Andreas, „das zählt nicht, man muß es fortwerfen.“ — Er wunderte sich, daß das Fräulein ihm so sicher die Hand gab und ihn nun am Arm mitzog in eine Ecke, um ihm eine eckige, große Spinne zu zeigen.

„Die habe ich noch nie gesehen. Ich kenne aber die Sorte, sie tut niemandem etwas. — Wollen wir nicht Kaffee trinken?“

„Mit der Spinne?“ — Andreas beiseitigte das kleine Antier wie nichts.

„Und die Wäsche?“ fragt das Fräulein.

„Die eilt nicht; später“, sagt Andreas. „Sie haben den weiten Weg hinter sich, und ich habe soviel freie Zeit heute.“ Es ist ein Spaß, das Fräulein anzusehen, denkt er. Es hat sich die Haare schön gemacht und hat auch ein anderes Kleid an; es sieht mit dem schmalen Gesicht und der schlanken Gestalt wirklich ganz aus wie ein Stadtfräulein.

Es weiß auch schon Bescheid, geht in die Küche und bringt alles herein. Andreas wird etwas mürrisch, daß sie das so tut, ohne ihn zu fragen, in seinem Reich. Geht einfach in seine Küche! Weil er sich nicht ärgern will, läuft er hinaus,

holt Kette und bringt auch eine Tafel Schokolade mit. Auf dem kurzen Rückweg ist er nun wieder wütend, hat ihn etwa der blöde Budiker mit einem zugekniffenen Auge angelinst? „Dorspack!“ denkt Andreas und vergißt es gleich wieder.

Als er dann aber sieht, daß das Fräulein inzwischen ihre Handschuhe auf seinen heiligen Schreibtisch gelegt hat, ärgert sich Andreas aufs neue.

„Wir wollen die Wäsche zählen!“ sagt er kurz.

Das Fräulein sieht ihn ängstlich an und lacht kein bißchen.

Beide zählen; ein Sonnenstrahl fällt quer über die Wäsche. Es ist sehr wenig Wäsche, Andreas gibt sein Geld für Bücher aus.

„Wo ist Ihr Zettel, Herr Doktor?“

„Ich bin nicht Doktor“, sagt Andreas, „... mein Zettel? — Er mag wohl auf dem Schreibtisch liegen.“ — Andreas wühlt herum, aber er findet den Zettel nicht. Nur seinen Schreibkram hat er durcheinandergebracht; er hat gar keinen Zettel, hat noch niemals einen gehabt oder sonstwie die fortgegebene Wäsche notiert.

Wie er sich umsieht, steht sie verschüchtert da mit bekümmerten Blicken. Andreas sagt unruhig: „Der Zettel — es kann sein, ich habe ihn vielleicht in der Schublade in der Fabrik; er kann auch hier verlegt sein. Ich weiß es jetzt eben nicht, wo er ist. Wahrscheinlich hat ihn die Aufwärterin weggetan. Es ist ja hier aufgeräumt worden, wie Sie sehen.“

Ein gelehrter Mann hat soviel zu bedenken. Gerade schellt es; Andreas geht hinaus; die alte Here ist da und besteht darauf, reinmachen zu wollen, und entschuldigt sich mit lauter, unbekümmelter Stimme, daß sie einen Tag später komme. Es wären Kazenjunge, und die kleine Brut könne man doch nicht so einfach... ja, ja, Andreas will nichts davon hören und wissen. Er knurrt sie böse an, schließlich geht sie weg, wie sie kam.

Das Fräulein hat alles hören können und duckt ihr Gesicht vor Lachen. Sie ist mit einmal ganz fröhlich, doch als Andreas in die Stube tritt, ist sie ernsthaft dabei, die Wäsche sorgfältig aufeinanderzuschichten.

„Das hat ja nun Zeit“, sagt Andreas und freut sich, daß sie offenbar nichts gemerkt hat von dem kleinen Schwindel. „Der Kaffee wird kalt!“

Darum setzen sie sich nebeneinander hin, und Andreas erzählt, wie schwierig solch ein Haushalt sei. Er hockt da wie ein Schuljunge, hat Falten um den Mund und weiß bald nichts mehr zu sagen; denn seine Augen irren über sie hin. Ihr Hals trägt eine Kette, und ein Sonnenstrahl spielt daran und streichelt die warme Haut des Fräuleins. Als Andreas das feststellt, weiß er auch weiterzureden von der Wärme und erzählt, wie mühsam es sei, Feuer anzumachen, ohne daß es rauche.

Das Fräulein gesteht, daß sie das wisse, und erzählt ihrerseits Beispiele. Alles was sie sagt, ist unspült von heiteren, kleinen Wellen aus Güte und Zartheit. Ihre Hände liegen gefaltet im Schoß.

„Wie weich ihr Gesicht ist“, denkt Andreas. Beide schweigen in einfältiger Stille. Das Mädchen sieht vor sich hin, zupft an der Tischdecke, und es bleibt gottesstill.

„Fräulein —“ sagt Andreas leise. Sie sehen sich an. Sie steht langsam auf, atmet tief und streicht an ihrem Kleide herab.

„Wie wird das nun mit der Wäsche?“ mahnt sie zierlich unruhig, „der Zettel...“ Ihre Wangen und Augen lachen und Andreas lächelt. Er hält sie am bloßen Arm mit weicher Hand.

„Fräulein,“ seine Stimme hat sich aufgerauht, „ich werde den Zettel schon noch finden. Könnten Sie nicht am Mittwoch...?“

Ja, sie kann, und Andreas sieht sie dankbar an. Er läßt noch ein klein bißchen Heiterkeit vor sie hin purzeln, und sie ist sehr dankbar, daß er sich ihr verschenkt. — Die Wäsche wird wieder eingeschlossen, und dann geht das Fräulein. Am Mittwoch wird es wiederkommen. Gerne.

Drei Tage ist lange, lange Zeit. Andreas bespricht sich mit Grigoleit; im Dorf sei ein Gerede aufgekommen; auch der Gastwirt, bei dem sie beide essen, bedient brummig und kurz angebunden. Andreas spottet darüber; er merkt nicht, daß er auf dem Wege ist, ein Einbrecher zu werden. Aber das ganze Dorf paßt auf, auf den chemischen Arzt und auf seine

Haustüre und auf sein Gesicht. Und sie lassen es ihn merken. Es ist eine große Familie, und die Leute vom Dorf gegenüber gehören dazu, wenn auch der Fluß dazwischen fließt, dessen Stromwasser niemand von ihnen zweimal schaut, das dahinfließt zwischen ihren Ufern ins Uferlose, mit dem sie nichts zu schaffen haben, die fezzhaften Bauern. Nicht so Leute, die bald hier bald dort angestellt sind, und nicht besser scheinen als solche auf durchfahrenden Karren, wenn sie auch schon mit der Eisenbahn ankommen und ein Haus für sich haben, das sie allein bewohnen dürfen.

Andreas fühlt ungnädige Tage über sich; nur sein alter Chef schaut ihn gütig an. Von dem hat er das Türemschmeißen gelernt; sie sind beide gleich jähzornig und ohne ruhiges Maß. Sie stammen beide aus der Gegend, sie verstehen was von Technik und hoher Wissenschaft und kaum einer ist ihnen über. Aber poltern können sie, wie der Sturm im Wald und der Schnee in den Lüften, daß jedem Angst und Bange werden kann. Sie werden sich niemals ändern, ihr Herz ist zu weich dazu.

Daran kehrt sich kein Frühling, der aus verhülleten Knollen Blumen sprießen läßt, die duften, daß jedes Herz lacht, und hübsch und sauber dastehen, wie die goldene Butterblume im grünen Grase und anzuschauen sind wie junge Mädchen. Das bemerkt nun wieder der Bauer nicht so genau wie der erste Chemiker der großen Zuckfabrik, dem die Natur zulacht wie ein gewisses Fräulein, das sich ganz pünktlich einfindet, wie versprochen am Mittwochnachmittag.

Sie hat einen Hut auf, den sie gleich ablegt, und zieht ein Spiegelchen hervor und streicht mit dem Kamm über ihre welligen Haare. Andreas muß das mit ansehen, wie sie die Arme hebt und den Nacken zurückwirft. Bei ihm. Bei Andreas. Auch trägt sie wieder eine Butterblume am Ausschnitt, und der Tag ist warm wie Sonne.

Als sie gleich in die Küche geht, ist Andreas betroffen; denn sie tut, als wäre sie zu Hause, und so lächelt Andreas nur verduht ihrer Hüfte nach. Wie sie um die Rükchentür biegt, stiehlt er sich leiszgeheim aus dem Haus, in den Garten

und kommt mit einer Butterblume im Knopfloch zurück.

Im Garten hatte er die Aufwärterin getroffen, die ihn mit runden Augen anbohrt, kaum daß sie grüßte. Andreas wurmte es. Mit einer Ausrede ging er ins Haus zurück.

Sein Zettel für die Wäsche liegt bereit; zwar mußte Andreas ihn aus dem Gedächtnis aufschreiben, obwohl der wacklige Schrank geradezu auffordert, geöffnet zu werden. Nein, sowas tut Andreas nicht. Der Zettel wird schon stimmen, und wenn nicht, dann werden wir nach dem kleinen Streich eben Frieden schließen. Ja, Frieden schließen . . .

Er hat drei Nächte lang schlecht geschlafen, und er will vor einem Kriege schon Frieden schließen. Im Frühling! Wie er sich das vorstellt! Andreas Augen starren irgend einen Sonnenkringel an, während er über das Fräulein nachsinnt, die in der Küche hantiert.

Da kommt sie, trägt das volle Tablett und sieht hübsch aus. Immerzu. Stellt das Geschirr flink auseinander, lautlos; nur als Andreas ihr die Tasse aus der Hand nimmt, klirrt sie, doch das Fräulein sieht ihm ruhig zu und setzt sich neben ihn, wo er sie doch noch gar nicht aufgefördert hat. Setzt sich einfach auf das alte Sofa zu ihm, und er wollte sie doch erst dazu einladen. Andreas hat sonst niemanden, den er so gerne eingeladen hätte. Aber nun sitzt sie schon da und lächelt ihn zögernd an.

In diesem Augenblicke erinnert sich Andreas, wie der Kaufmann und die Aufwartefrau ihn so schief angesehen haben und wie verdrießlich der Gastwirt mit ihm umgegangen war; aber Andreas fühlt sich geborgen und geschützt in seiner Ecke neben ihr, die sich den Kaffee eingießt ohne zu fragen. Während Andreas doch ein höchst besserer Angestellter ist, der selbst bestimmen und sich doch auch einmal wünschen darf, wer sich Kaffee einzugießen hat, ein Gelehrter, der große Dinge in die eigene Hand nimmt und untersucht und feststellt, was der Atem enthält und das mit der Blase und Milz.

Andreas lächelt über ihren Scheitel hin, den er nicht gestreichelt hat, und über den Nacken, den nur sein Blick umfängt, und das im Frühjahr dazu.

„Fräulein“, denkt er, „liebes . . .“. Sie sprechen ein wenig, aber nur so vom Fluß und vom schönen Wetter. Schließlich sagt er in einer langen Pause, nur um etwas zu sagen: „Hier ist auch der Zettel“.

Eigentlich will sie etwas gekränkt sein, aber sie ist gleich dabei und zieht den Schlüssel an einem Bändchen aus dem kleinen Ausschnitt, gibt ihn Andreas, der es doch spüren müßte, wie blutwarm der Schlüssel ist. Er schließt die Schranktüre auf, als wenn ihm darum zu tun wäre, und die Wäsche wird wahrhaftig geordnet und nachgezählt. Ist es nicht zum Rasendwerden? —

Andreas' Liste stimmt nicht; nun kann er das Fräulein ein wenig aufziehen.

„Natürlich! Hab' ich mir ja schon gedacht!“ seine Stimme aber ist belegt und er achtet nicht darauf, wie er es sagt, sieht nur ihr flimmerndes Haar im Sonnenstrahl. „Ja, da wird wohl nicht alles zurückgekommen sein . . .“

„Nicht alles?“ sagt das Fräulein mechanisch und ohne Verständnis; „nicht die ganze Wäsche? — Natürlich, alle!“

Andreas wird das gleich aufklären, ihr, die so hübsch verwirrt aussieht. Natürlich wird er das tun. Aber noch ein bißchen . . .:

„Sehen Sie doch selbst; es stimmt nicht!“

„Aber, Herr Doktor, wo doch alles hier ist. Das muß ein Irrtum sein . . .“

„Nun, nun, Sie haben ein Tuch doch erst mitgebracht!“

„Ich sagte doch, . . . und ich dachte, Sie wären so gerecht, wo Sie doch so anders sind, als die in der Stadt . . .“

Andreas hörte nichts; er sah, wie ihre Augen flackerten. Es läßt ihm aber keine Ruhe, er wird sie noch ein wenig, ein kleinwenig ansüßern, wo er sich doch so viel ärgern mußte, auch darüber, daß die da draußen im Dorfe, die andern, schon so dumm reden. Er sagt kurz und schneidig, und wie er meint, schon ganz durchsichtig und spaßig: „Seit Jahren stimmt das schon nicht. Vier Paar Strümpfe! Wo ich doch mindestens sechs Paar gab!“

Blickschnell denkt's in ihm: und wenn sie's nicht versteht? Es ist ja alles bloß

Dorf! Bloß Dorf? — Jäh erkennt Andreas, daß er zuweit gegangen ist, sein Ziel ganz und gar verfehlt hat. Nein, das faßt sie nicht.

Das Fräulein wird totblau; sie weint nicht, aber ihre Augen sehen so aus. Sie steht wie eine Holzfigur, wortlos. Es schneidet Andreas ins Herz, jedoch er spricht weiter; alles ist verpuscht und vertan, irgend etwas spricht: „ . . . ja-wohl, fort ist es! — Und deshalb sind Sie wohl auch selbst gekommen, weil so viel fehlt. Aber hier ist das Geld für alles!“

Das Fräulein, es zuckt, die Stimme piepst wie ein scheuer Vogel; es wendet sich um, zur Türe, schnell, und ist hinaus und weg. Die Butterblume, sie ist abgefallen, und Andreas tritt auf sie, als er nachläuft und hinterher ruft:

„Fräulein! — so hören Sie doch . . .“ Aber sie ist schon aus dem Hause und auf der Dorfstraße. Andreas, zurück, reißt am Fenster. — So dumm ist sie! Wie kann sie nur so etwas glauben! — Das Fenster klemmt, endlich springt es auf: da eilt sie, hastig, als jage er sie, eilt stolpernd mit eingezogenem Kopf. Jäh beugt Andreas sich vor, wütend knallt es hinaus und die Nachbarn können es hören:

„Natürlich fehlt wieder . . . ich habe das satt! . . . Und es ist aus mit der Wäsche!! Brauchen nicht mehr zu kommen!“ schreit er ihr nach, „Sie! — Verstehen Sie!“

Da ist sie gerannt, fort durchs Dorf, als wäre es hinter ihr her und über die Landstraße zum Wasser.

Andreas schlägt krachend das Fenster zu: „Dumme Gans!“

Steht bebend und das Blut zittert rieselnd in seinen Adern.

Dann haut es ihn hin auf den Stuhl am Schreibtisch. Mit der Faust legt er darüber und die Bücher platschen zu Boden. Andreas starrt sinnlos hin: sein Gesicht ist ohne Trost und ohne Verstand. Langsam sinkt sein Kopf auf die Brust, als schaue er in sich hinein, Papier raschelt. Dann wird es elendstill.

Draußen ist Frühling.

# VOLK UND RAUM IM OSTEN

Werner Roth

## Deutschtum im Urwald der Gorgany

Es war kurz bevor die große politische Umwandlung im Karpatenland erfolgte. Eine Wanderung durch den wildesten Teil des düsteren Waldgebietes der Karpatenukraine, des östlichen Gebietes des ehemaligen Tschecho-Slowakischen Staates, lag hinter mir, eine Wanderung über die blockmeerbedeckten Kämmen, über die weiten Flächen der Poloninen, durch die ungeheure Wildnis der Marmarosch. Fremd war die Bevölkerung in ihrer bunten slawischen Tracht, fremd klang die Kolomeika, die der Hirt auf seiner Flöte blies. Jetzt nahmen mich die dunklen, engen Täler auf, die den steilen Zug der Gorgany begleiten. Die Verständigung mit den Bewohnern fiel schwer: ruthenisch, ungarisch, selten nur ein paar deutsche Worte. Auch mit dem Waldarbeiter, dem Führer und Träger, war eine Unterhaltung nicht möglich. Bis zur Försterei wollte er mitkommen. Würde ich in der menschenleeren Gegend ohne Sprachkenntnisse wieder einen Träger finden? Mein Rucksack war schwer. Der Förster stand vor der Tür. Er sah recht freundlich aus. Und so fragte ich denn, nachdem ich meinen Gruß in der Sprache des Landes angebracht hatte, ob er wohl deutsch verstände. „Aber natürlich“, antwortete er, „hier sind Sie im deutschen Siedlungsgebiet, ich selbst stamme aus Königsfeld“. Das war eine erfreuliche Begrüßung; denn Königsfeld, Mittelpunkt des Deutschtums im Tereškwatal, war ja mein Ziel. Nun sah ich auch die schmalen deutschen Gesichter seiner Kinder, hörte sie in alpenländischer Mundart scherzen, las den gestickten Wand schmuck: „Blitzblank und rein — soll stets die Küche sein“. Es war, als ob man freier atmen konnte: Heimat im fremden Land, Heimat in der Flut fremden Volkstums! Mein ruthenischer Führer schritt zurück in die Wälder, aus denen wir kamen, ein junger deutscher Bursch schulterte den Rucksack, und weiter ging es ins nun verbreitere, freundlichere Tal den deutschen Dörfern entgegen.

Wir trafen Straßen- und Waldbahnarbeiter. „Grüß Gott!“ ging der Gruß herüber und hinüber. Auch ein ruthenisches Dorf mit seiner schwarzen, vieltürmigen orthodoxen Kirche brachte nur eine kurze Unterbrechung des deutschen Eindrucks. Mein junger Begleiter erzählte beim schnellen Marsch fröhlich drauflos: Von der Arbeit, vom Lohn, der gering sei. Jeden Montag fahre sie die Waldbahn zur Arbeitsstätte, jeden Samstag wieder zurück ins Dorf. Die Schlafstelle? In der Koliba natürlich, der Holzhütte, ebenso wie die Ruthenen, da schlafe sich's ganz schön im Sommer auf der Tannenstreu, im Winter freilich sei's elend kalt. Aber was sei zu machen? Schimpfen nütze nichts. Man müsse froh sein, daß man arbeiten könne. Die Brüder seien in Böhmen, bauten dort „Riesen“, die aus mächtigen Bäumen gefügten Gleitrinnen, in denen die Stämme vom Holzschlag ins Tal sausen. Das könnten die Deutschen am besten. Von den vielen Geschwistern erzählte er, von der Militärzeit in Munkatsch, die nun bald beginnen werde, auch von Bären und Wölfen. Seine Kleidung sah bedenklich aus, Lächer in Hose und Jacke, aber man ist arm, die Waldarbeit reiße manches Loch, und schließlich lebt man hier im östlichen Land. Im nächsten Dorf nahm er seine Kronen in Empfang, ein Stück Sped dazu und machte sich auf den Rückweg. Vor der Dunkelheit war das Ziel nicht mehr zu erreichen, deshalb wollte er unterwegs übernachten, irgendwo im Heu, und morgen vor Sonnenaufgang den Rest des Weges zurücklegen und wieder auf dem Holzplatz die Art schwingen, und dort würde er dann wohl den Kameraden von dem Wanderer aus dem großen, fernen Deutschland erzählen. Mich aber brachte ein Auto in kurzer Zeit nach Königsfeld.

Herrlich schön ist das Tereškwatal. Wo die Theiß auf ihrem Zuge durch die Marmarosch hart an den steilen Abstieg des rumänischen Gebirges herantritt, beginnt es

und führt auf einer Strecke von ca. hundert Kilometern hinein in die Größe der Karpatenwelt. Hier beginnt auch bei der Bahystation Tiatſchewo für die aus dem Westen kommenden Reisenden die mehrstündige Fahrt im Autoomnibus oder die weitere Bahnfahrt bis zur Station Neresnica. Breit und fruchtbar empfängt es den Besucher, wird eng und immer enger, hoch und düster steigen die Berge in seinem oberen Teil auf, bis seine Quellflüsse, die Motranka und Brustura, in wilden, schmalen Tälern den Weg weisen zum weltfernen, vom Hauche Galiziens und der östlichen Steppen umwehten Karpatenkamm. Wo die wenigen Pfade in diesem Teil die Gipfel ersteigen, führen sie in die Tiefe des Urwaldes, ins Reich des Bären, des Luzzes, der Wildkåhe, des Jägers und Holzschlägers und ins Reich des Hirten auf den nebelumzogenen und lichtumfluteten Poloninen, von denen man nach Galizien, Ungarn und Rumänien schaut in ein dunkles, von Urweltgewalten aufgestürmtes und erstarrtes Meer.

Aber dort, wo eine schmale, tiefgrüne Tal-  
 aue die klaren, springenden Wellen des  
 Flusses begleitet, dort liegen, überragt von  
 einer fremden Welt, von Riesenmauern, die  
 freundlichen, gastlichen Dörfer der Deutschen:  
 Königsfeld und Deutsch-Mokra. An der ein-  
 zigen Straße, dicht aneinander gedrängt,  
 stehen die kleinen, schindelgedeckten, festen  
 Häuser mit den kleinen Höfen und hohen  
 Ziehbrunnen, aus Holz gebaut wie alle  
 Häuser des Gebirges. Aber welch ein Unter-  
 schied zwischen ihnen und den Hütten der  
 Ruthenen in den übrigen Karpatendörfern.  
 Bei diesen tragen die windschiefen Wände  
 kaum das schadhafte Dach, durch dessen Löcher  
 der Rauch abzieht, da ihnen der Schornstein  
 fehlt, die meist nur einen unfreundlichen  
 Raum enthalten. Hier wohnt die ganze große  
 Familie, kaum getrennt von der Behausung  
 des Viehs in Armut und Unsauberkeit. Dort  
 aber, in den Häusern der Deutschen, lebt auch  
 in den einfachsten Verhältnissen die Freude  
 an Heim und geordnetem Familienleben.  
 Weiße Gardinen gibt es überall, eine Fülle  
 blühender Blumen schmückt die Fenster und  
 Vorbauten, und jedes Haus enthält zwei bis  
 drei freundliche Zimmer mit schönem Mobi-  
 liar, Familien- und anderen Bildern, alles  
 wohlgepflegt, in peinlichster Sauberkeit. Die  
 Primitivität des Ostens auf der einen, west-  
 liche Wohnkultur auf der anderen Seite!

Vor etwa 150 Jahren kamen die Deut-  
 schen, gerufen von Maria Theresia, aus ihrer  
 Heimat in der Gegend von Jſchl in dieses  
 weltentlegene, menschenleere, aber doch so  
 schöne Tal zu harter Arbeit und zu kargem  
 Leben. Die grüne Fahne mit dem Doppel-  
 adler, von der Kaiserin gestiftet, wehte ihnen  
 voran, als sie 1775 diese Wildnis betraten.  
 Die schmude Kirche von Deutsch-Mokra be-  
 wahrt sie noch heute als Heiligtum. Den  
 Reichtum der Wälder galt es zu erschließen.  
 Keine tüchtigeren Waldarbeiter waren denk-  
 bar, als diese Söhne der Alpen. Sie fällten  
 die hundertjährigen Stämme, sie bauten die  
 Riesen und führten das Holz als wage-  
 mutige Flößer den gefährvollen Weg fluß-  
 abwärts in die ungarische Ebene. Als solche  
 Holzfäller wirkten sie noch heute. Die beiden  
 schönen großen Dörfer, Königsfeld und  
 Deutsch-Mokra, sind von ihnen gebaut wor-  
 den, und auch in die Nachbardörfer sind sie  
 im Laufe der Zeit in großer Zahl einge-  
 zogen, so daß sie nicht bloß in Königsfeld  
 und Deutsch-Mokra, sondern auch in Ruf-  
 ſisch-Mokra und Dombow ihre deutsche  
 Schule haben. Im orthodoxen Rufſisch-Mo-  
 kra bauten sie mit eigener Hand die deutsche  
 Kirche. Zur Holzwirtschaft kam die Weide-  
 wirtschaft. Auf den Almen schaffen den gan-  
 zen Sommer die Semmerinnen, die „Sendle-  
 rinnen“, wie in den Alpen, ihre Jodler und  
 Lieder schallen in den Bergen wie in der  
 alten Heimat, und mit altüberliefertem derb-  
 handgreiflichem Gruß empfangen sie den Be-  
 sucher zu gastlicher Aufnahme.

Ein kleiner Zug im Meere der großen  
 Ostwanderung des deutschen Volkes waren  
 diese Alpler, ein Trupp Pioniere im Meer  
 des Slaventums und der Wälder, ein klei-  
 ner Trupp, doch kein verlorener Haufen,  
 wenn auch die Not bei ihnen oft zu Hause  
 war und die Stürme der Entnationalisierung  
 an ihrem Volkstum rüttelten. Der ungarische  
 Staat, zu dem sie gehörten, schritt im letzten  
 Drittel des vorigen Jahrhunderts zur Ma-  
 ggarisierung. Auch im Tereſchwatatal. Die  
 Friedhöfe reden eine deutliche Sprache. Die  
 älteren Grabinschriften sind deutsch, die spä-  
 teren werden ungarisch, die jüngsten aber —  
 sind wieder deutsch, denn inzwischen ist auch  
 das Deutschtum im fernsten Karpatenland  
 eingereicht in die große Front des Deutschtums.  
 Eine Begünstigung des Deutschtums  
 in der Karpatenukraine durch den tschechi-  
 schen Staat war nicht zu erwarten. Im



Die Arbeit der Männer in Deutsch-Mokra

Gegenteil, die Schulverhältnisse warfen Licht auf diese Dinge, denn jedes Dorf hatte auch seine tschechische Schule, obgleich es eine eingeseffene tschechische Bevölkerung nicht gab. Die einzigen Tschechen waren Beamte, besonders Gendarme. Trotzdem gingen in die tschechische Schule von Königsfeld etwa 80 meist deutsche Kinder, deren Eltern mit Verlockungen und Druckmitteln veranlaßt wurden, ihre Kinder dorthin zu schicken. Die deutsche Schule aber besuchten 280 Kinder, für die 4 Lehrer zur Verfügung standen, während die tschechische Schule 7 Lehrer hatte. Die deutschen waren Aushilfslehrer, die jeden Augenblick auf die Straße gesetzt werden konnten.

Und dennoch, in den Deutschen dieser vorgeschobenen Sprachinsel lebt das Volksbewußtsein stärker denn je. Aus dem Sudetenland kamen die Lehrer und brachten die deutsche Intelligenz, der deutsche Kulturverband mit dem Sitz in Munkatsch war die geistige und wirtschaftliche Stütze, die karpatoendeutsche Partei hatte der politischen

Zersplitterung ein Ende gesetzt. An den Zäunen stand noch die Parole der letzten Landeswahl: „Wählt deutsch!“ Besucher aus dem Reich fanden den Weg zur Schönheit des Terešwatal's und knüpften das Band des Volkstums enger. Auch für den deutschen Gottesdienst kamen junge Theologen als Gastprediger aus dem Sudetenland, denn deutsch zu predigen ist weder die Neigung noch die Stärke des eigenen Pfarrers.

Ein tschechischer Schriftsteller hat behauptet, daß diese Deutschen schon längst im Meer des Slawentums versunken und auf der Kulturstufe der Ruthenen angelangt wären, wenn sie nicht von der österreichischen Regierung feste Unterstüzungen erhalten hätten. Daher also die Gardinen, Fensterblumen, Bettwäsche, Sprache usw. Diese Kolonisten waren nämlich „Conventionierte“, d. h. sie erhielten vertraglich zugesicherte Zuwendungen. Diese Beweisführung ist natürlich falsch. Der arme Ruthene hatte nämlich Land z. T. sogar viel Land, das er allerdings gerne in Schnaps umsetzte, er war

Bauer, der Deutsche aber, ohne nennenswerten Landbesitz, besaß nur seine Muskeln und seine Art. Wie hätte er in diesen Wäldern, in diesem Lande mit dem langen, harten Winter leben sollen, wenn ihm die Regierung, die ihn dorthin verpflanzte, nicht die Möglichkeit des Lebens gegeben hätte? Sie hat es in denkbar kargster Weise getan. Wenn sich ein Stück deutscher Kultur erhalten hat, so ist das anderen Ursachen zu danken. Man brachte eben die Tradition aus der deutschen Heimat mit, man brachte den deutschen Fleiß mit und den Willen zum Volkstum.

Wenn dieser Wille unter dem Ansturm der gar zu starken Gewalten auch manchmal schwächer wurde, er brach doch wieder siegreich hervor. Die Zeit der Magyarisierung wurde überwunden, die schlimme Zeit der Arbeitslosigkeit, — besonders schlimm, als nach dem Bau der Waldbahn die Flößerei aufhörte, die Vorteile der Bahn aber durch den Niedergang der Holzwirtschaft nicht genutzt werden konnte, — die schlimme Zeit

der Arbeitslosigkeit wurde überwunden. Man ist auch heute noch arm und iszt statt teuren Brotes Brei aus Kukuruz, aber man freut sich der Arbeit und steht zu seinem Volkstum.

Und für die Zukunft des deutschen Volkstums gibt es eine gute Gewähr: Wohin man sieht auf der Straße, in den Höfen und Häusern — Kinder, viele Kinder, deutsche Kinder!

Jetzt ist der Anschluß an Ungarn im Rahmen der alten historischen Grenzen wieder erfolgt. Wir hoffen, daß die nahe Verbindung zwischen dem Deutschen Reich und Ungarn, die bereits zur Schaffung eines Kulturvertrages und zur Gründung der deutsch-ungarischen Gesellschaft unter Schirmherrschaft des Generalfeldmarschalls v. Madsen geführt hat, daß die Hand des Führers, die auch die entfernteste deutsche Siedlung in die straffe Front des Volksdeutchtums eingereiht hat, diesem kleinen, tapferen deutschen Vorposten im Karpatenland das Recht zum Leben sichern werden.



Das Waldarbeiterdorf Deutsch-Mokra im Gorganygebiet, 1775 von deutschen Ansiedlern aus der Ostmark entstanden



# Litauen und der polnische Katholizismus

Litauen als „Stiefkind der katholischen Kirche“ lernte in den Geistlichen Vorkämpfer der Polonisierung kennen

Im Zeichen des Katholizismus ist die Entnationalisierung Litauens, soweit sie im Gefolge der litauisch-polnischen Union erschien, vor sich gegangen. Symbolgewalt beinahe hat jene geschichtliche Gebärde, daß den neugekrönten polnischen König litauischen Blutes, Jagiello, polnische Geistliche auf der Rückkehr in sein Heimatland begleiteten, und daß sie die Bekehrung der Litauer durchführten. Litauens Großfürst Jagiello mußte, als er die Hochzeit mit der polnischen Herrscherin Hedwig von Anjou einging, als wesentlichste Bedingung die erfüllen, sich taufen zu lassen. So kam er mit dem Namen Wladislaw II. am 18. Februar 1386 auf den polnischen Thron. Es ist eine geschichtlich überaus bedeutsame Gebärde gewesen, die für das weitere litauische Schicksal ausschlaggebend war, daß die Thronbesteigung der Jagiellonen in Polen im Zeichen des Katholizismus stand. Die polnische Geschichtsschreibung hat denn auch diesen Akt mit einer Mythenbildung verbrämt, die den Hauptakzent darauf legt, daß der Heide Jagiello und mit ihm sein Volk der Kultur durch die Bekehrung zum Christentum überhaupt erst zugeführt wurde. Man fand seine Freude daran, dieses geschichtliche Thema auszuspinnen und ihm den großen Rahmen zu geben zum Lobe der kulturellen Großtat des polnischen Volkes. Dieses Litauen der wilden Wälder, wo auf Lichtungen die Gottheiten der Natur verehrt wurden, dieses Litauen wurde erst, das war für jeden Polen fester Begriff geworden, durch den polnischen katholischen Priester für Europa und die Menschlichkeit schlechthin erschlossen.

Wenn Polen sich in der Folgezeit der Lubliner Union dem Litauertum haushoch überlegen fühlte und der Litauer gegenüber dem Polen gewissermaßen die Rolle des Knechtes annahm, wenn der litauische Adel weitgehend polonisiert wurde, so wird man diese Entwicklung im wesentlichsten Teile unter katholischem Vorzeichen zu verstehen haben. Wenn das geschichtliche Entwicklungsbild auch anders aussah, wenn Polen im Zeitalter der Jagiellonen seine Macht nicht unwesentlich der Stärkung der eigenen Stel-

lung durch die Vereinigung mit dem staatlich mächtigen und räumlich großen Litauen verdankte, so fühlte sich Polen doch in keiner Hinsicht etwa Litauen gegenüber für verpflichtet, sondern es meinte von litauischer Seite etwas ähnliches wie Dank für eine gnadenvolle Tat erwarten zu können. Im Laufe dieser Entwicklung allerdings wurde das litauische Volkstum weitgehend aufgesaugt.

Diese Zusammenhänge muß man im Auge behalten, wenn man das heutige polnische Problem, das für Litauen nicht unwesentlich eine Kirchenfrage darstellt, begreifen will. Die katholische Kirche war es, die als wesentlichster Polonisierungsfaktor in Litauens Geschichte wirkte. Deutsche Geistliche und Gelehrte dagegen waren es bekanntlich, die die litauische Sprache lebendig erhielten, durch ihre Bibelübersetzungen überhaupt erst eine Schriftsprache schufen, und wenn auf dieser Art eine gewisse Stärkung des litauischen Nationalbewußtseins in Erscheinung treten konnte, so richtete sie sich sofort, was kennzeichnend war, gegen die polonisierende Geistlichkeit. Zur Zeit der russischen Herrschaft zeigten Reibereien in den litauischen Gebieten, die sich in Aufruhr bei den Gottesdiensten, in Schlägereien als Protest gegen die polnischen Geistlichkeiten äußerten, aus welcher Richtung die aufwachsende litauische Intelligenz den Feind kommen sah.

In dem neugeschaffenen Litauen der Nachkriegszeit wirkten die gleichen Erscheinungen in starkem Maße nach. Die Revolte gegen den politisierenden Katholizismus galt dabei in keiner Hinsicht dem Glauben selbst, denn die Litauer sind gutgläubige Katholiken, sondern diese Revolte galt der katholischen Kirche in ihrem seit der Lubliner Union Tradition gewordenen Wesen als Wegbereiter der Polonisierung. Diese Frage hat die innere Entwicklung Litauens seit Beginn der Neueristenz dieses Staates nach dem Weltkriege maßgeblich bestimmt und hat eine neue Akzentuierung nach der Eingliederung des Wilnagebietes erhalten.

War es doch die Geistlichkeit, die in den Predigten den Widerstand der polnischen

Teile des Wilnagebietes gegen die neuen Herren schürte. In den Predigten konnte man hören, daß der Zusammenbruch Polens nichts anderes sei als eine Strafe Gottes, daß in kurzer Zeit aber ein neues Polen stärker wieder auferstehen würde. Litauen mußte sich der Tragweite solcher Vorkommnisse bewußt sein, die über den Rahmen von Ereignissen nur inneren Charakters in dem Augenblick hinausgingen, als in der Hoffnung auf ein neues größeres Polen auch solche Gebiete mit Erwähnung finden, die unter der Herrschaft benachbarter Mächte nach dem polnischen Zusammenbruch standen.

Es ließen sich viele Beispiele für die bewußt antistaatliche Richtung der polnischen Geistlichkeit in Wilna anführen. So wurden litauische Gottesdienste, d. h. Gottesdienste in litauischer Sprache anfangs überhaupt nicht abgehalten, später unter staatlichem Druck auf ungünstige Tageszeiten gelegt, kurzum, die Geistlichkeit trieb ein Wesen, als wäre eine Veränderung in der staatlichen Herrschaft im Wilnagebiet überhaupt nicht ausgetreten. Eine wesentliche Verschärfung mußte dieser Konflikt natürlich finden, als antistaatliches Propagandamaterial ausgerechnet in Wilnaer Kirchen in großen Massen aufgefunden wurde.

Verantwortlich für diesen Stand der Dinge war vor allem der Erzbischof Jalbrzykowski an der Spitze der polnischen Geistlichkeit im Wilnagebiet.

Verblüfft stand man oft angesichts der Unfähigkeit, in der der litauische Staat, der doch schließlich Herrscher im Wilnagebiet geworden war, gegenüber diesen, gewißlich nicht ungefährlichen Vorkommnissen verharrte. Das um so mehr, als man in Litauen seit Beginn des Bestehens dieses neuen Staatswesens Gelegenheit genug gehabt hatte, festzustellen, welcher Art die politischen Tendenzen des Katholizismus waren. Die Christlich-demokratische Partei war der Bannerträger der politischen Tendenzen der Kirche im parlamentarischen Litauen gewesen. In Erkenntnis der Sachlage versuchte daher die Tautaininkai nach der Beseitigung der Parteienherrschaft, auch die Macht des Katholizismus auf politischem Gebiete endgültig zu brechen. Der Konflikt zwischen Staat und Kirche nahm jedoch immer schärfere Formen an, zumal im Hintergrund der kirchlichen Bestrebungen das Ringen um die Macht im Staate erkennbar wurde. In welcher Form

sich der offene Kampf zwischen Staat und Kirche auswirkte, zeigen die scharfen beiderseitigen Maßnahmen. In den Schulen wurden auf Kauener Befehl die katholischen Jugendorganisationen verboten. Die von der Regierung organisierte Jugendbewegung wurde von der Kirche mit dem Bann belegt. Als den Führer der kirchlichen Organisation, deren staatsfeindliche Ziele durch die versteckte Sympathie mit Polen gefährlich wurden, bezeichnete man in Litauen den päpstlichen Nuntius Bartoloni. Er wurde durch die Kauener Regierung veranlaßt, das Land zu verlassen.

Litauen hatte sich daran gewöhnt, in dem Vatikan einen Verbündeten der polnischen Seite bei allen litauisch-polnischen Streitfragen zu sehen. Als der polnisch-vatikanische Konkordatsvertrag am 10. Februar 1925 abgeschlossen wurde, begleitete man ihn in Litauen mit wütenden Protesten wegen der kirchlichen Neuregelung im Wilnagebiet, die nach litauischem Urteil eindeutig den propolnischen Standpunkt des Vatikans erkennen ließen. Der Heilige Stuhl erließ darauf die „Konstitutio Lituanorum gente“ vom 4. April 1926, wodurch schließlich der Weg zu einem Konkordat mit Litauen geebnet wurde, das am 27. September 1927 abgeschlossen wurde.

Im Zeichen dieses Konkordats jedoch entwickelte sich die oben gezeichnete Situation weiter, der Kirchenstreit fand seine Fortsetzung, die Regierung drohte mit weiteren Maßnahmen, so der Einführung der Zivilehe, ja sogar mit der Kündigung des Konkordats. Gerade im Zusammenhang mit den Fragen des Wilnagebietes stellte das halbamtliche litauische Organ „Wilniaus Balsas“ (Wilnaer Stimme) wörtlich folgendes fest:

„Niemand hat unserem Volkstum so ungeheuer großen Schaden zugefügt, wie die fremdvölkischen Geistlichen, die sich in den litauischen Kirchen eingenistet haben. Der Litauer ist nicht durch seine Schuld unter Außerachtlassung der christlichen Lehre über die Nächstenliebe zum zweitklassigen Glied, zum Stiefkind der katholischen Kirche degradiert worden. Dieses hat nicht die Kirche, sondern die Geistlichkeit versucht, die die litauischen Kirchen jahrhundertlang und auch jetzt noch für die polnische Propaganda, die nichts mit dem Glaubensbekenntnis zu tun hat, einspannt.“

Weiter meinte das Blatt, daß das Benehmen der katholischen Geistlichkeit nicht nur im Widerspruch mit der christlichen Lehre, sondern auch im Widerspruch zu den Anordnungen des Papstes stehen. Unverzüglich verlangte das Blatt deshalb eine Tempelreinigung im Wilnagebiet.

Diese Tempelreinigung wurde auch insofern immer dringlicher, als die Demonstrationen in den Kirchen und vor der Wohnung des Wilnaer Erzbischofs erhebliches Ausmaß annahmen. Der Erzbischof stützte sich bei allen staatlichen oder sonstigen Vorhaltungen darauf, daß er ohne Weisungen des Heiligen Stuhles keine neuen Verordnungen treffen könne.

Ende April ist nun der neuernannte päpstliche Nuntius, Erzbischof Luigi Centosa, nachdem er vor seiner Abreise noch Besprechungen mit dem Papst geführt hatte, in Kauen eingetroffen. Er wurde mit der Hoffnung in Litauen begrüßt, daß dem Kirchenstreit endlich ein Ende gesetzt werden könnte. Die Forderungen der Litauer bezogen sich mit Bezug auf das Wilnagebiet vor allem auf die Entfernung des staatsfeindlichen Erzbischofs. Weiter wurde als selbstverständlich verlangt die Einführung litauischer Gottesdienste für die Kirchen des Wilnagebietes und die Besetzung der Pfarrstellen in dem Lande mit Geistlichen litauischer Nationalität. Nicht unwesentlich ist auch das Verlangen nach Eingliederung der Diözese Wilna in das litauische Kirchengebiet.

Der neue Nuntius hat sich, wie es heißt, zum Studium der Verhältnisse bereits gelegentlich in das Wilnagebiet begeben. Tatsächlich ist ein gewisses Nachgeben der starr polnischen Haltung der Geistlichkeit im Wilnagebiet festgestellt worden. Es wird sich erweisen müssen, ob die litauischen Forderungen beim Vatikan, wo der polnische Kardinal Hlond auf alle diese Fragen noch einen allzu reichlichen Einfluß zu haben scheint, Berücksichtigung finden.

Als ein Zeichen des Entgegenkommens könnte man die kürzlich erfolgte Einsetzung

von Professor Briggs als Weihbischof der Diözese Kauen ansehen. Der neue Nuntius Centosa erklärte bei dieser Gelegenheit, er hoffe in dem neuen Weihbischof den ersten zukünftigen litauischen Kardinal zu sehen. Die angebotene Ernennung eines litauischen Kardinals könnte — und war wahrscheinlich auch dazu bestimmt — auf litauische Kreise einen durchaus guten Eindruck machen, da damit ein langgehegter Wunsch in Erfüllung ginge. Derart wäre auch eine erleichterte Lösung aller Fragen um die Eingliederung der Erzdiözese Wilna möglich. Der neue Kauerer Weihbischof, der in seiner Ansprache seiner litauischen Einstellung betont Ausdruck gab, hat auch in amtlichen Kreisen eine gute Aufnahme gefunden. Man könnte in diesem Akt eine von der Kirche gemollt zur Schau getragene Bereitschaft zum Entgegenkommen erblicken, wenn auch von einer völligen Bereinigung der Fragen im Zusammenhang mit dem politisierenden und damit polonisierenden Katholizismus noch nicht gesprochen werden kann.

Litauen hat in seiner Geschichte schon gezeigt, daß es bei Auseinandersetzungen mit dem Vatikan durchaus fähig ist, entschiedene Haltung einzunehmen. Wenn man jetzt oftmals das Gefühl hatte, daß gegenüber den Polonisierungstendenzen der klerikalen Kreise sehr stark am Ort getreten wurde, so bleibt abzuwarten, ob die weitere Entwicklung nach der Ankunft des neuen Nuntius optimistischere Perspektiven für die Zukunft des Konkordats eröffnet und ob besonders auf diesem Wege eine Lösung der Fragen um das Wilnagebiet zu erreichen ist, in dem heute schließlich Litauer und nicht die Polen Herr sind, und in dem mithin polonisierende Tendenzen, wie sie traditionell durch die Geistlichkeit im litauischen Raume vertreten wurden, steten Anlaß zu Reibereien geben. Die Dringlichkeit dieser Fragen liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß das polnische Problem im Grunde ein Kirchenproblem für Litauen ist.

Dr. Joswig.

## Prager Mosaik

Die mächtigen Kastanien in den Höfen der barocken Adelspalais in den winkligen Gassen der Prager Kleinseite und Altstadt haben ihre weißen und roten Kerzen aufge-

steckt. Die Sonnenlichter tanzen auf dem alten Gemäuer und hüpfen munter auf und nieder. Die wunderlichen Brunnenfiguren sind von ihrer Winterverkleidung befreit und

sprudeln mit vollen Becken ihr Wasser in die breiten steinernen Becken. Kühler Wind spielt mit Blüten und Blättern und führt gar manche von ihnen spielend zur Erde, die in den Brunnen fallen, tänzeln wie kleine Röhne auf der unruhigen Wasserfläche. Die breiten Gärten, die zur alten Burgmauer des Hradšchin hinaufklettern, leuchten in zartem Grün ihrer Grassflächen auf, das von den huntblühenden Bäumen und Sträuchern, vielfarbigen Blumenbeeten und den grauen Mauern der Eremitagen und versteckten Liebestempeln unterbrochen wird. Die ersten Falter wiegen sich im tollen Rhythmus ihres kurzen Lebens. Durch die alten Tor-einfahrten und schmiedeeisernen Gartentüren dringt der Lärm der Straße in das sommerliche Idyll. Auf ihr bestimmt die Arbeit das Tempo des Alltags, es verjagt die Verträumtheit, die in den Prager Bürgerhäusern und Adelspalästen die Erinnerung an die Vergangenheit weckt. Auf den Hauptverkehrsstraßen drängen sich die Menschen und der Verkehr der Fahrzeuge. Jetzt beginnt auch die Wallfahrt des Landes in die Stadt. Einmal im Jahr kommen die Bewohner der tschechischen Provinz in die Landeshauptstadt. Vor der Ernte ist die richtige Zeit. Die Eltern begleiten ihre Kinder auf den Schulausflug. So ziehen sie nun mit staubigen Schuhen und offenem Mund durch die Straßen. Vor den Kaffeehäusern, die ihren Betrieb aus den Räumen zwischen Buchsbaumwände und unter Leinenschirme verlegt haben, bleiben sie stehen. Sie bestaunen das mondäne Nichtstuertum, das nach französischer Mode gekleidet und geschminkt langweilig den blauen Zigarettenrauch vor sich hinbläst und lässig den Kaffee und die Orangeade schlürft, ebenso wie den eisengepanzerten heiligen Wenzel auf seinem Sockel, von dem er den modernen Verkehrswirwar des Wenzelplatzes überblickt oder das Wunderwerk der Uhr am Altstädter Ring. Oftmals ist es auch nur ein Leierkastenmann oder ein Straßenhändler mit fliegendem Verkehrsstand, der die neuesten Patente zur Reinigung von Schmutzflecken aus den Anzügen anpreist, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Diese fliegenden Händler verlangsamten bisweilen auch den eilenden Schritt des Großstädters. Auch er kann seine Neugierde nicht unterdrücken, obwohl er dieses Ereignis täglich

erlebt. Oben in den kleinen Gartenrestaurants der Letna ruhen sich die Pensionisten von ihren täglichen Spaziergängen aus und genießen jetzt bei Kaffee und Kuchen den traumhaft schönen Anblick der Häuser und des Dächergewirrs des hunderttürmigen Prags, das durch das brückenüberspannte hellshimmernde Band der Moldau in zwei Hälften geteilt wird. Auf den Sportplätzen tummelt sich jung und alt. Das Training der „Sparta“, des bekannten Prager Fußballklubs, wird mit nicht geringerem Interesse verfolgt, als ein Wettspiel mit ihrem alten Rivalen, der „Slavia“. In die verschwiegenen Plätzchen der weiten Gartenanlagen teilen sich Verliebte mit Studierenden. So verlebt die Stadt ihren Sommer in der altgewohnten Romantik. Die Einschränkungen des Krieges sind für sie erträglich, man spürt sie kaum. Und was sich sonst geändert hat im letzten Jahr? — man nimmt es hin. Aber nicht aus einer dumpfen Resignation, die der Erkenntnis der veränderten Machtverhältnisse entspringt, sondern weil die Ereignisse der letzten Monate den kleinen Völkern eine sehr eindringliche Lektion erteilt haben, die auch die Tschechen verstanden haben. Daher bezieht man eine andere Stellung zu den Ereignissen als etwa noch vor Jahresluß.

+

Die Prager lesen gerne Zeitungen. Wenn sie in der Straßenbahn zu oder von ihren Arbeitsplätzen fahren, dann benützen sie diese freie Zeit zum Zeitunglesen. Aus ihnen schöpfen sie ihren Gesprächsstoff, der ihnen gerade in diesen Tagen durch die Zeitungen in großem Umfang geliefert wird. Die Zeitung gehört zum täglichen Lebensbedürfnis des Pragers, wie die Wurst auf sein Brot. An allen Straßenecken stehen Kioske oder fahrbare Zeitungshandlungen, die in der Nacht ihre interessanten Meldesensationen und ihr buntes Zeitschriftenleben mit allem Glanz und aller Schönheit mit einer dunklen Plache überdecken und sie für ein paar Stunden in einen Hausflur schieben. Hier an diesen Zeitungständen wird der Zeitewandel der letzten Jahre in auffälliger Weise sichtbar. Die Emigrantenorgane der „Montag“, das „Prager Tagblatt“, der „Neue Vorwärts“ sind verschwunden, auch wenn sie vielleicht nicht so stark gefragt waren, so wurden sie doch an auffallender

Stelle aufgelegt und herausgestellt, denn damit bekundete man zugleich Gefinnung und Einstellung. Auch die „Baseler“ hat hier ihr gutes Absatzgebiet verloren, ebenso die berühmte „AZ“ mit ihren Karikaturen und Hefefotomontagen von Herzfeld. Dagegen liegen die seit Jahren verboten gewesenen Zeitungen aus dem Deutschen Reich überall auf und werden viel gekauft, besonders jetzt im Krieg wegen der Bildberichte von der Front, die in solcher Ausführlichkeit wie in den deutschen Zeitungen natürlich in der tschechischen Presse nicht zu finden sind, obwohl sie immerhin den Hauptinhalt der Zeitung beherrschen und daher auch mit Interesse von den Tschechen verfolgt werden. Neben den Berliner Zeitungen kann man heute in Prag auch die großen deutschen Provinzzeitungen kaufen. Neben den deutschen hängen und liegen die tschechischen Zeitungen auf, die sich einst mit ihren deutschen Schwestern nicht vertragen wollten. Sie haben sich äußerlich nicht viel geändert, nur ihr Inhalt ist anders geworden, wirklich ganz anders. Da beherrschen zwar die „Narodni Listy“, die einst den Tag verfluchten, an dem Thomas Masaryk von einer tschechischen Mutter geboren wurde und seinen Fuß auf die geheiligte böhmische Erde gesetzt hatte, weil er die Königinhofer Handschrift mit den tschechischen Heldengedichten aus grauer Vorzeit als plumpen Schwindel eines nationalen Heißspornes entlarvte, durch ihr großes Format. Es ist noch nicht allzulange her, daß man darin einmal von dem Barbarentum der deutschen Soldaten lesen konnte. Dieses Urteil hat das Blatt revidiert, es würdigt heute die Leistungen der deutschen Truppen mit anerkennenden Worten. Die Leistungen der deutschen Truppen könne man erst dann richtig würdigen, wenn man die geographischen Verhältnisse und die technischen Voraussetzungen dieser Kriegsführung kenne. In Belgien handle es sich nicht um weite menschenleere oder nur unzureichend befestigte Gebiete, hier handle es sich um ein altes europäisches Schlachtfeld, wo nahezu jeder Quadratmeter Boden eine Befestigung darstelle und die Festungslinien unmittelbar hintereinander liegen. Lüttich und der Albertkanal wurden als direktes Glied der Maginotlinie erklärt und der Angriff auf diese Festungen bedeutete, gerade den stärksten Wall der Westmächte anzugreifen. Den deutschen Truppen gelang es gleich in den ersten

Tagen, den mächtigsten Eckpfeiler aus diesen Befestigungen herauszubringen.

Und die „Narodni Listy“ bringen, wie alle anderen tschechischen Blätter, Karten von der militärischen Lage im Westen. Die Berichte des Oberkommandos der Wehrmacht werden aufgemacht, beherrschen die Kopfsseiten.

Durch Jahrzehnte hindurch predigte das „Česke Slovo“ die nationale Unverföhmlichkeit so, wie sie Benesch forderte. Seine Ertragnisse erhöhten auch die Bankkontis des Expräsidenten, der vom Haß gegen das Deutschtum lebte. Dieses Blatt erklärte vor einigen Tagen, daß auch der Tscheche an dem gegenwärtigen Kriege beteiligt sei, wenn auch nicht als Soldat. Die Aufgabe des tschechischen Volkes, die an der inneren Front und ihrer Festigung liege, sei einigermaßen kompliziert. Notwendig sei eine ideelle Umorientierung, weiter die Überwindung nationaler Vorurteile und am wichtigsten das Auffinden einer richtigen Einstellung zum deutschen Soldaten, der sein Leben nicht nur für seine deutsche Heimat opfere, sondern für das Großdeutsche Reich, dessen untrennbarer Bestandteil auch die Tschechen seien. Dieser Soldat sei auch ein Soldat an der sozialen Front. In der ehemaligen Republik hatten die Tschechen ein positives Verhältnis zur tschechischen Armee und dies auch deshalb, weil ihnen eine tiefe soldatische Tradition innewohnt und weil sie soldatische Tugenden besitzen, die auch der Führer und Reichskanzler wiederholt anerkannt hat. Es ist gut möglich, daß sich auf diesem Wege zwei einander ähnliche Charaktere begegnen und zwar die Charaktere des deutschen und des tschechischen Soldaten. Als Soldaten stehen wir zum deutschen Soldaten viel näher und begreifen auch die geistige Kraft des deutschen Kämpfers. Und wenn wir den Soldaten begreifen, dann verstehen wir sehr leicht das ganze Volk, dann verstehen wir die Deutschen, zu welchen sich ein brüderliches Verhältnis schaffen läßt, eine Waffenbrüderschaft, herausgebildet aus der inneren sozialen Front.

Das Prager Mittagsblatt ist „Poledni List“ — billig und sensationell. Es spricht die Sprache des Mannes auf der Straße. Auch von ihm muß man sagen, daß es nicht immer von der politischen Situation die gleiche klare Erkenntnis gehabt hat, die es heute besitzt, wenn es beispielsweise erklärt, die Entwicklung habe Schritt für Schritt glänzende Sa-

tisaktionen für Dr. Hacha gebracht. Polen, Norwegen, Dänemark und jetzt Holland und Belgien sind erdrückende Argumente für die Richtung der seinerzeitigen Tat Dr. Hachas. Die strategischen Positionen Belgiens und Hollands waren im Vergleich zur ehemaligen Tschecho-Slowakei unendlich günstiger. Holland und Belgien zu Hilfe zu kommen wäre für die Franzosen gegenüber einer Hilfeleistung für das hunderte Kilometer entfernte Prag geradezu ein Kinderspiel gewesen. Und doch wurde die holländische Affäre in fünf Tagen liquidiert. Wo blieben England und Frankreich eigentlich? Und können sich die Tschechen vorstellen, was aus ihrem Lande geworden wäre, wenn Dr. Hacha sich nicht zur friedlichen Zusammenarbeit mit den Deutschen entschlossen hätte? Land und Volk blieben dank der staatsmännischen Klugheit Dr. Hachas vor einem Kampfe gegen die größte Militärmacht bewahrt.

Das Sonntagsblatt der Tschechen heißt „Nedělní List“. Es ist stark verbreitet, besonders draußen auf dem Lande. An einem der letzten Sonntage setzte es seinen Lesern auseinander, daß noch vor einem Jahr die Behauptung, die deutsche Armee sei ihrem Geiste und ihrer Ausrüstung nach die beste der Welt, von manchem Tschechen mit Kopfschütteln aufgenommen worden sei, da noch die früheren Informationen in der tschechischen Öffentlichkeit herumspukten. Die Zeit habe sie jedoch eines Besseren belehrt. Es kam Polen, Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien, und heute stehen die deutschen Truppen tief im französischen Gebiet und haben die Maginotlinie durchbrochen. Die ungläubigen Thomase, deren Ungläubigkeit in der Flüsterpropaganda ihren Ursprung hatte, sind verstummt angesichts der militärischen Erfolge der deutschen Wehrmacht. Die letzten Erfolge der Wehrmacht in Belgien jedoch haben alle Erwartungen übertroffen. Wer den Westwall gesehen hat — wie z. B. der Autor dieses Kommentars, der ehemalige Senator Paulus — könne sich auch eine Vorstellung von der Maginotlinie machen. Wenn es der deutschen Wehrmacht gelungen ist, diese Befestigungslinie in einer Breite von hundert Kilometern zu durchbrechen, so müsse man den Atem über einen Erfolg anhalten, den die Welt bisher nicht nur nicht gesehen hat, sondern sich überhaupt nicht vorstellen konnte. Die Folgen dieses siegreichen Vormarsches könne man bisher

nicht einmal richtig abschätzen. Sie werden jedoch zweifellos schrecklich sein. Nach der Inbesitznahme der holländisch-belgischen Küste sind die deutschen Flugzeuge nummehr 90 Kilometer von England entfernt, und wenn man in Südenland heute bereits das Donnern der deutschen Geschütze hört, werde man dort auch bald ihre Kaliber sehr gut kennen lernen. Der Artikel schließt mit der Feststellung, daß jeder Stod zwei Enden hat. England, das das Reich blockieren wollte, wird heute selbst blockiert, und die von ihm geschmiedete Waffe hat sich gegen England selbst gewandt.

Am Jahrestag des tschechischen Generalmobilisationsbefehls, am 21. Mai, zog die „Narodni Politika“, die einst im Dienst des Panlawismus Dr. Kramarsch' stand und im Chor der deutschfeindlichen Stimmen am lautesten herauströnte, aus den stürmischen Ereignissen folgende Schlussfolgerungen:

„Für uns bieten diese Ereignisse wiederum viel Stoff zum Nachdenken. Wir sehen nach der polnischen Tragödie und nachdem das norwegische Volk rücksichtslos in einen unsinnigen Widerstand hineingehetzt wurde, daß wieder zwei Völker Opfer des Kriegsturmes werden und diese durch die Schuld der eigenen Schwäche gegenüber den Kriegseinflüsterern und dank der unglücklichen Kriegeregierung in London und Paris. Uns Tschechen erlegt die schicksalhafte Stunde, in welcher das deutsche Volk den militärischen Entscheidungskampf mit den Westmächten beginnt, bei weitem nicht so schwere Opfer und Aufgaben auf, wie dem deutschen Volke. Dieser große Kampf um die Unabhängigkeit des Reiches erfordert nicht unsere unmittelbare Teilnahme. Seien wir deshalb dieser Tatsache eingedenk, würdigen wir es, daß unser Land von allem dem verschont blieb, was der Krieg bedeutet und richten wir unser Denken und Handeln darnach ein. In schwerer Zeit erkennt man seine Freunde. Erinnern wir uns daran, wie sich in unseren schweren Zeiten jene zu uns verhielten, die uns homöopathisch Freundschaft versprochen haben, und wie wir jene einschätzten, die uns ihre Freundschaft dadurch bewiesen, daß sie nicht daran dachten, uns Sorgen und Schwierigkeiten gerade in jener Zeit zu bereiten, da wir ihrer selbst am meisten besaßen. Wenn wir dieser Erfahrungen eingedenk sind, dann verbinden wir uns das deutsche Volk zu dauernder Dankbarkeit.“

Ähnliche Betrachtungen finden sich nun in allen übrigen tschechischen Zeitungen vom „Venkov“ der Bauern über die „Lidove Listy“ des politisierenden Katholizismus bis zur „Blajka“ der jungen tschechischen Generation. Der geschichtliche Ablauf im Westen bietet ihnen reichlichen Stoff zum Nachdenken.

Für die Teilnahmslosen am Zeitgeschehen bieten die bunten Witzzeitungen ohne Niveau Zerstreuung, die eine Prager Eigenart ausmachen. An den Zeitungstständen und nicht minder in den Buchhandlungen sind Karten von den Kriegsschauplätzen ausgehängt, die mit großem Interesse studiert werden. In den kleinen Byčeps und nicht minder in den großen Restaurants, in den Kaffeehäusern und Automaten werden die Ereignisse lebhaft besprochen. So war der Lokalberichterstatter einer Prager Zeitung Zeuge eines Gespräches tschechischer Arbeiter, das die Einstellung weiter Kreise des tschechischen Volkes widerspiegelt. Er berichtet: „In einem Prager Automat drängen sich um einen runden Tisch biedere Prager. Zwei Arbeiter mit verstaubten Mützen, ein Monteur, der seinen Werkzeugkasten auf dem Boden mit dem Fuß „sichert“, ein Eisenbahner, der sich noch schnell vor Dienstantritt einen schwarzen Kaffee genehmigt und zwei Büroangestellte. Die Debatte dreht sich natürlich um den raschen Vormarsch der Deutschen in Frankreich. Frissen für den Einmarsch in Paris werden festgesetzt, der eine spannt sie erstaunlich kurz, der andere will sie vorsichtshalber um einige Tage verlängert wissen, der Nachbar drüben gibt keinen roten Heller mehr für England, der andere will Amerika in die Debatte ziehen. Da schlägt plötzlich die Sondermeldung des tschechischen Rundfunks über den Vorstoß der deutschen Truppen bis zum Armelkanal in das Hin und Her der Meinungen. Für einen Augenblick ist es mäuschenstill in dem sonst lärmerefüllten Raum. Die Deutschen an der französischen Küste? — das ist die Frage, die die Gesellschaft bedrängt. An Hand einer schon ziemlich abgegriffenen, aus einer Zeitung herausgeschnittenen Landkarte wird die Lage überprüft, werden mit dem Zündholz strategische Linien gezogen. Nun ja, die deutsche Luftwaffe, die Panzer und die Infanterie — die haben die Franzosen und Engländer „erledigt“, meint der eine und der andere setzt sein Glas ab und sagt: „Und diese Wind-

beutel von Engländern und Franzosen wollten uns helfen! Gott sei Dank, daß sie nicht erst dazu gekommen sind. Von dieser Hilfe ins Grab hätten wir uns niemals mehr erholt. Feine Verbündete haben wir gehabt. Das hätten wir früher wissen müssen!“ — Der Eisenbahner rührt tief sinnig in seinem Schwarzen und meint: „Vor ein paar Wochen haben sie in London und Paris noch herumgemault, daß sie uns „befreien“ werden. Wächt' gern wissen, wovon? Jetzt können sie sich nicht einmal selbst befreien. Das war die ganzen Jahre durch ein Getue und eine Wichtigtuerei mit dieser Maginotlinie und jetzt wächst beinahe schon wieder Gras auf ihren Trümmern. Wie wäre das erst mit unseren Bunkern ausgefallen. „Meine Herren“ — und der Eisenbahner erflärt, sich verabschiedend — „jetzt ist es wohl endgültig vorbei mit diesem Herumgetuschel und mit dieser blöden Flüsterpropaganda vom „Benesch, der auf einem Schimmel in Prag einziehen wird“. Dem ist die Luft zum Schimmelreiten vergangen. Der wird froh sein, wenn er zusammen mit dem Otto Habsburg irgendwo in einem jüdischen Viertel von Neuyork eine Tabaktrafik wird aufmachen können.“ +

Aber nicht nur an der inneren Einstellung der Tschechen hat sich in den letzten Monaten vieles geändert, sondern auch im Äußeren des Prager Straßenbildes. Den deutschen Charakter der Stadt konnten die Verbote deutscher Aufschriften an den Straßen niemals verwischen. Die Steine ihrer deutschen Baudenkmäler bezeugten Einheimischen und Fremden zu jeder Zeit, daß an dem Bilde Prags deutscher Schöpferwille und deutsche Kunst mitgewirkt haben und zwar entscheidend. Was wäre Prag, wenn man aus ihm die Denkmäler deutscher Arbeit entfernen würde. Es bliebe in der inneren Stadt außer ein paar kahlen Häuserzeilen mit geschmacklosen Wohn- und Geschäftshäusern nicht viel übrig. Prags Wahrzeichen, die Burg und die Karlsbrücke wären verschwunden. Nun bricht sich in der tschechischen Öffentlichkeit die Erkenntnis durch, daß die Zweisprachigkeit in der Öffentlichkeit dem Charakter der Stadt und der Zusammensetzung ihrer Bevölkerung entspricht. Man erkennt aber auch, daß sie bei der geänderten Stellung der Stadt einer berechtigten Forderung der Gegenwart entsprach, sie ist noch nicht durchgeführt, noch sind die Straßen-

bezeichnungen ausschließlich tschechisch, nur die Straßenbahn trägt bereits doppel-sprachige Aufschriften. Die Aufschriften stellten in den letzten 20 Jahren in Prag wirklich eine Kuriosität dar. Obwohl in die Stadt in einem Monat kaum mehr Ausländer kamen, als sie deutsche Einwohner zählt, gab es nirgends deutsche Aufschriften zu sehen, wohl aber englische, französische, serbische, russische, polnische usw. Nun soll es anders werden. Daß es sich dabei um unhaltbare Zustände handelt, wird der tschechischen Öffentlichkeit klar. Es ist nicht uninteressant, was zu diesem Thema heute tschechische Blätter schreiben:

Wenn in den Vorjahren die Prager Geschäftsleute französische und englische Aufschriften anbrachten, so sei es heute gewiß selbstverständlich, wenn jetzt an deren Stelle die deutsche Beschriftung tritt. Die Vorstellung vom rein tschechischen Charakter Prags sei schon in den letzten Jahren, da jüdische Emigranten in den Gaststätten und Kaffeehäusern herumlaufen oder fremdländische Emigrantenblätter zum Kaufe anbieten, verfehlt gewesen. Heute sind nicht mehr Franzosen, Engländer und Juden, sondern die Deutschen Besucher von Gaststätten und Geschäftshäusern, und es sei nur im eigenen Interesse der Geschäftswelt, den neuen Kunden zumindest ebenso entgegenzukommen, wie seinerzeit den Herrn Franzosen und Engländern.

Die Bezeichnung der jüdischen Geschäfte hat die Prager vielleicht erst im vollen Umfange erkennen lassen, wie weit die Ver-

judung der Stadt vorgeschritten war. An allen Brennpunkten des Verkehrs befinden oder befanden sich jüdische Geschäfte. Sie waren oftmals gar nicht als solche erkennlich. Weder die Firmatafel, noch der Besitzer trug jüdische Namen. Nun sind sie ihrer Anonymität entkleidet. Volksbewußte Tschechen meiden daher diese Geschäfte. Und wenn die Juden noch nicht aus dem Straßensbild der Stadt verschwunden sind, so haben sie doch wenigstens bei Tag ihre Arroganz abgelegt, ihre Selbstsicherheit ist verschwunden, sie schleichen scheu durch das Gewirr der Straßen, sie wissen, daß ihr Verbrechen auch in weiten Kreisen des tschechischen Volkes erkannt worden ist.

+

Neben der rot-blau-weißen Präsidenten-Standarte weht die Fahne des Reiches von den Dächern der Prager Burg in den Kriegssommer. Beide Flaggen sind Symbole der neuen Verhältnisse im böhmischen Raum, in dem sich nach den Jahren der Spannung die beiden Völker zu gemeinsamer Arbeit finden. Dieses Sichfinden vollzieht sich langsam, aber in sicheren Bahnen. Vorurteile auf tschechischer Seite können nicht plötzlich abgebaut werden, sie müssen sich durch den Ablauf der Ereignisse von selbst erledigen. Wie sich der Wandel im äußeren Stadtbild nach den neuen Lebensgesetzen im mitteleuropäischen Raum vollzieht, so kristallisieren sich auch die Formen des Zusammenlebens der beiden Völker heraus.

— rer —

## Bücher - über und für den Osten

Die Reihe der Bücher über Ostpreußen ist mit Behners „Deutscherrenland“<sup>1)</sup> erweitert und — das mag vorweg genommen sein — bereichert worden. Was die eingehenden und umfangreichen Schilderungen auszeichnet, ist die Gründlichkeit in der Beobachtung und die Sorgfalt der Wiedergabe. Das Buch versucht eine getreue Spiegelung der ostpreußischen Landschaft und ihrer Menschen zu geben. Zwar ist alles mit den Augen des fremden Wanderers gesehen und oft von der heiteren Erlebnisfreude des

westdeutschen Menschen überstrahlt, aber gerade darin liegt ein Teil des Wertes dieser Darstellung. Der in sich verschlossene Ostpreuze ist geneigt, sich und sein Lebensgefühl als nüchtern und unwesentlich zu betrachten und geht bei der Wiedergabe seiner Landschaft und seiner Menschen gar zu leicht über die Fülle der Feinheiten und Unterschiedlichkeiten hinweg. Da hat Behner aus der sagenhaften Eintönigkeit des Landes und der legendären Starrheit der Menschen ein wohl-gelungenes und überraschend farbiges Bild

<sup>1)</sup> Anton Behner, „Deutscherrenland“, Societätsverlag Frankfurt am Main 1940, 300 Seiten, 6,80 RM.



entworfen. Die auf zahlreichen Ostpreußenfahrten gewonnenen Erlebnisse sind untermauert von dem gründlichen Wissen um die politische und kulturelle Geschichte des Landes und sind in diesem Werk zum Niederschlag gekommen. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit hat es der Verfasser verstanden, die Menschen zum Sprechen zu bringen und sie zu belauschen. So tauchen immer wieder die vom Verfasser im Stenogramm festgehaltenen Erzählungen der Schaffenden in Stadt und Land auf. Damit allein schon sichert sich das Buch den Ruf eines lebensnahen Wirklichkeitsberichts. Daß das Land von Memel bis Marienwerder, von Pillau bis Eydtkau durchwandert, schrittweise durchgemessen wurde, steigert den Wert der in impressivnischer Art gehaltenen umfangreichen Arbeit. Selten nur wird es einem Fremden gelingen, in alle Kreise der heimischen Bevölkerung zu dringen und sie so gründlich kennenzulernen. Behner aber ist bei allen zu Hause gewesen. Er hat ihre Sorgen und Nöte gesehen, hat ihre Schaffenskraft und die Vielfältigkeit der Arbeit und des Lebenserwerbs beobachtet. Er verschließt nicht die Augen vor den unromantischen Begebenheiten, sondern weiß bei der Wiedergabe der realen Verhältnisse die nüchterne und bejahende Lebensfreude dieser Menschen zu charakterisieren. Die Begegnung mit den zahlreichen bau- und kunstgeschichtlichen Zeugen der stolzen Vergangenheit des Landes wird ausgenutzt, um die historischen Ereignisse seit der Landgewinnung durch den Ritterorden bis um die Geschehnisse der Gegenwart aufleuchten zu lassen. Dabei ist jede dozierende Tendenz hier wie in der Schilderung des Wesens und Wirkens der großen Männer Ostpreußens vermieden worden. Die Folge guter Lichtbilder erweitert die Anschaulichkeit des Buches. Der lapidare und oft telegrammähnliche Stil unterstreicht stark die Wirkung des von Erlebnissen wie vom Wissen getragenen Werkes über das Deutschherrenland.

(Nadolny)

+

Durch den Staatssekretär im Reichsjustizministerium Dr. Studart wird in der Reihe „Das Reich in Bereitschaft — Recht, Gesetzgebung, Verwaltung“ jetzt aus der Feder von Ministerialdirigent Dr. Werner Best

eine Zusammenstellung: Die Verwaltung in Polen vor und nach dem Zusammenbruch der polnischen Republik<sup>2)</sup> herausgegeben. Diese Sammlung von Gesetzen und Verordnungen ist in erster Linie für den Beamten gedacht, der heute im deutschen Generalgouvernement Polen seine Pflicht zu erfüllen hat und stellt anhand der zurzeit erreichbaren Unterlagen die Verfassung Polens, das Beamtenrecht, allgemeine Verwaltung, Staatspolizei, territoriale Verwaltung, Verwaltungs-Gerichtbarkeit, wirtschaftliche und berufliche Selbstverwaltung, die Sonderverwaltungen, wie Finanz-, Schul-, Eisenbahn-, Forst-, Bergverwaltung und Arbeitsaufsicht zusammen. Dem wird die neue Gliederung und Verwaltung des ehemaligen polnischen Staatsgebietes gegenübergestellt mit den Anordnungen und Verwaltungsgliederungen, wie sie aus der Schaffung der Reichsgaue Danzig-Westpreußen und Wartheland und der Entfaltung des Generalgouvernements sich heute abzeichnen. Von besonderem Wert sind die Zusammenstellungen über die Gesetze und Verordnungen polnischen Rechts, soweit sie für die Durchführung einer ordnungsmäßigen Verwaltung notwendig sind. Ihnen sind in einem geringeren Umfang die Gesetze und Verordnungen gegenübergestellt, die durch die Erlasse des Führers über die Gliederung und Verwaltung der Ostgebiete und deren Inkrafttreten vom 20. und 26. Oktober und 2. November 1939 und 29. Januar 1940 geschaffen worden sind. Als Grundlage der heutigen Gesetzgebung in dem Gebiet des Generalgouvernements steht am Schluß der Erlaß des Führers über die Verwaltung der besetzten polnischen Gebiete vom 6. Oktober 1939 und die Verordnung des Generalgouverneurs über die Verwaltung der polnischen Gemeinden vom 28. November 1939. Ein Sachverzeichnis polnischer und deutscher Verwaltungsbezeichnungen, eine Art Verwaltungs-Wörterbuch, ist an den Schluß gestellt, um den im Generalgouvernement tätigen Beamten zum Verständnis polnischer Vorgänge die nötige Grundlage zu geben. Es ist zu erwarten, daß dieser Band sich laufend durch die Entstehung neuer Verordnungen und neuer Gesetzesgrundlagen im Generalgouvernement ergänzt.

<sup>2)</sup> Dr. jur. Werner Best, „Die Verwaltung in Polen vor und nach dem Zusammenbruch der Polnischen Republik“, R. v. Dederers Verlag — G. Schenk — Berlin, geb. RM. 8,50.

„Der Deutsche im Osten“ hatte in seiner Nummer 12 im Februar dieses Jahres eine Sammelbesprechung über das Schrifttum des Polenfeldzuges gebracht. Inzwischen hat die Deutsche Bücherei in Leipzig bereits mitgeteilt, daß über 75 Werke über den Polenfeldzug entstanden sind, also eine stattliche Reihe von Erzählungen, tiefer schürfenden Arbeiten und Tagesschrifttum, aus dem sich das Wesentliche wohl erst herauszuschälen wird. Zu den von uns schon besprochenen Veröffentlichungen tragen wir hier zwei nach:

Der Volk- und Reich-Verlag, Berlin, hat in seiner bewährten Ausgabe von Bildbänden eine Reihe von ausgezeichneten und gut ausgewählten Aufnahmen zu einer Sammelarbeit „Der Sieg im Osten“<sup>1)</sup> zusammengestellt, die sich den immer gediegenen und zugleich aktuellen Veröffentlichungen dieses Verlages würdig anschließt. Sie ist von Friedrich Heiß herausgegeben und mit einer sehr gediegenen Einleitung von Rudolf Ritter von Rylander versehen. Jeder Arbeitsdienstmann, der einmal in Polen arbeitete, wird gern das kleine und lebendig zusammengestellte Bändchen, das der Generalarbeitsführer Will Deder<sup>2)</sup> in dem gleichen Verlage herausgab, in dem die bereits von uns besprochenen Funkberichte aus dem polnischen Feldzug „Mit Mann und Ross und Wagen“ von Wolf Brey herauskam, in die Hand nehmen, das in kurzen aber dafür um so lebensprägnanteren kleinen Berichten von den Erlebnissen und den guten und schlechten Tagen des Arbeitsdienstes in Polen berichtet. Gerade aus diesen Einzelerlebnissen aus der Leistung des Arbeitsdienstes im polnischen Feldzug wird die Tätigkeit des Arbeitsdienstes als dem Mädchen für alles ganz besonders klar.

Es ist zu hoffen, daß dieser kleine Band durch einen größeren abgelöst wird, der uns die volle Planung und den Gesamteinsatz des Arbeitsdienstes im polnischen Feldzug übersichtlich aus einer berufenen Feder vorlegt.

+

Noch vor dem Zusammenbruch des polnischen Staates erschien die Arbeit des russischen Generals von Wahl „Zwei Gegner im Osten“<sup>3)</sup> mit denen Polen und Rußland bzw. Sowjetrußland gemeint waren. Man kann das Buch als ein Menetekel des polnischen Zusammenbruchs im Osten bezeichnen, das allerdings von einer rein weiß-russischen Warte aus geschrieben wurde. Der Marsch der sowjetrussischen Truppen nach Westen hat im Herbst 1939 einen endgültigen Schlussstrich unter die Ausweitung des polnischen Staates nach Osten gezogen und in der Schaffung der beiderseitigen Interessengebiete das Problem an sich aus der Welt geschafft. Interessant ist ein Kapitel, das der russische Verfasser besonders den Schleichwegen der englischen Politik im Osten gewidmet hat und worin er in einigen Stichworten die ständig rußlandfeindliche und nur auf die Schaffung eines für England ungefährlichen Vorkfeldes in der Ostsee gerichtete Politik unterstreicht. Geradezu prophetisch muten die Schlusssätze an, die Wahl vor dem deutsch-russischen Abkommen vom August 1939 schrieb: „Churchill hat eine historische Unvorsichtigkeit begangen, indem er den allergerheimsten Gedanken der englischen Politik enthüllte und von den katastrophalen Folgen für England sprach, wenn die Russen und Deutschen plötzlich eingesehen hätten, daß es für sie unvorteilhaft ist, sich zu streiten“.

+

Das Buch vom Deutschen Osten von Herbert Kranz<sup>4)</sup> gehört in jene Reihe von Veröffentlichungen, die Geschichte erzählen wollen und sie mit einer gewissen Breite in den einzelnen Teilgeschichten lebendig werden lassen, und das ist die Arbeit von Kranz unbedingt. In Anlage und Form der Kapitel erinnert sie ein wenig an die „dreizehn Bücher der Deutschen Seele“ von Wilhelm Schäfer, ohne sich allerdings mit ihnen vergleichen zu können. Zur gleichen Art gehört die Arbeit von Erich Reimers „Der Kampf um den deutschen Osten“<sup>5)</sup> eine zu-

<sup>1)</sup> Heiß, „Der Sieg im Osten“, Volk- und Reich-Verlag, Berlin, kart. RM. 4,00.

<sup>2)</sup> Will Deder, „Mit dem Spaten durch Polen“, v. Hase & Koehler, Leipzig, kart. RM. 1,00.

<sup>3)</sup> G. L. v. Wahl, „Zwei Gegner im Osten“, Volkshaus-Verlag, Dortmund, kart. RM. 3,—.

<sup>4)</sup> Herbert Kranz, „Das Buch vom Deutschen Osten“, Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig, geb. RM. 6,00.

<sup>5)</sup> Erich Reimers, „Der Kampf um den Deutschen Osten“, Wilhelm Goldmann-Verlag, Leipzig, geb. RM. 8,50.

sammenfassende Sammelarbeit der deutschen Ostgeschichte, weit im Umfang, nicht in erzählender Form wie Kranz, sondern in nüchternen aber auch sorgfältig ausgewogener Betrachtungsweise. Das Buch erschien bereits nach dem Ende des polnischen Feldzuges und bezieht dessen Ergebnisse mit in den Schluß seiner Betrachtungen.

+

In der Schriftenreihe des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland erschien von Dr. Hans v. Rimscha eine kurze Zusammenfassung: „Aufgabe und Leistung der Baltendeutschen“<sup>8)</sup> aus Anlaß der Rückwanderung des Baltendeutschtums in das Reich. Sie gibt einen stichwortartigen Überblick über die geschichtliche Leistung des Baltentums und ist als eine zusammenfassende Inhaltsübersicht einer größeren Arbeit gedacht.

+

Es ist schon viel Grenzlandliteratur entstanden, nicht zuletzt vor und kurz nach dem polnischen Feldzug, die uns eindringlich das Schicksal des deutschen Volkstums diesseits und jenseits der Zwangsgrenzen von Versailles schilderte, immer von dem Ernst des Erlebens und der Tragik des Grenzlandschicksals erfüllt. Peufert hat in seinem Jungensbuch „Die Spur im Heubusch“<sup>9)</sup> die Grenzlanderlebnisse ober-schlesischer Jungen einmal von der humoristischen, man möchte sagen tragikomischen Seite genommen und dadurch eine Lebendigkeit in der Darstellung des Volkstumskampfes erreicht, der, gemengt aus Jugenderinnerungen und frühen Ereignissen des Grenzlandschicksals, dem Leser ein sehr eindringliches und leicht lesbares Bild vermittelt von der ständigen Bereitschaft ober-schlesischen Volkstums, gegen die Polen aufzustehen, deren Wühlarbeit in dieser kleinen Schrift von einer Jungenshorde entdeckt und verhindert wird.

Im Sommer 1939 erschien das „Glücks-kind in Krakau“ von Will-Erich Peufert,<sup>10)</sup> eine Arbeit aus dem Krakau des 16. Jahrhunderts, die durch den Gang der kriegerischen Ereignisse und durch die Schaffung des Generalgouvernements

um so mehr Interesse für sich beanspruchen darf, als sie von dem Ringen deutscher Menschen in Krakau um ihre Welt, um die deutsche Welt, spricht. Es geht Peufert hier um den Begriff des Paracelsus. Der Jungstudent, das Glückskind in Krakau, wird der Herausgeber unbekannter Manuskripte des großen deutschen Philosophen und begreift in ihnen seine Aufgabe, in dem ehemals deutschen und nun sich im 16. Jahrhundert schon ganz polnisch gebenden Krakau die deutsche Wissenschaft und den deutschen Namen hochzuhalten. Von dem, man möchte sagen freundlichen Erzählerton, mit dem das Werk beginnt, darf man sich nicht täuschen lassen, es steckt in ihm viel mehr an Tiefe, an Wirren, an Erkenntnissen und an Kampf um eine verborgene und sich nur unbillig gebende Welt. Hinter und über allem steht die Idee des äußeren und inneren Kampfes deutscher Menschen auf dem zugleich fremden und vertrauten Boden des weiten Ostens.

+

Noch vor Ausbruch des jetzigen Krieges gab der Verlag R. Oldenbourg, München, Gedichte europäischer Soldaten heraus<sup>11)</sup>, die auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges den Heldentod fanden. Unter dem Eindruck des gegenwärtigen Geschehens auf den alten — neuen Schlachtfeldern Flanderns bekommen diese Gedichte ein veröhnliches und unerbittliches Gesicht zugleich. Aus ihnen spricht die Todesgewißheit des Soldaten, den man hier den Kamerad Mensch nennen möchte; aus ihnen spricht nicht immer das Gleiche: die Auffassungswelt des einzelnen Volkes prägt sich deutlich und unverwischbar auch in diesen Versen, von denen die meisten kurz von dem Tode der Dichter geschrieben wurden. Schlichte Worte von Hans Schmidt-Restner fassen den Sinn jenes Geschehens — dem heutigen unmittelbar verwandt — in die Zeilen:

„Aber dies alles wird Saat;  
Und es ist nicht wahr,  
Daß nur der rasende Tod  
Über die Erde kam.“

<sup>8)</sup> Dr. Hans v. Rimscha, „Aufgabe und Leistung der Baltendeutschen“, Verlag Grenze und Ausland, Berlin.

<sup>9)</sup> Will-Erich Peufert, „Die Spur im Heubusch“, Wiking-Verlag, Berlin, geb. RM. 4,80.

<sup>10)</sup> Will-Erich Peufert, „Glückskind in Krakau“, Wiking-Verlag, Berlin, geb. RM. 2,80.

<sup>11)</sup> Sie alle fielen ... Gedichte Europäischer Soldaten, Verlag R. Oldenbourg, München. Geb. RM. 2,80.

**Inhaltsverzeichnis**

	Seite
Manfred Laubert: Westpreußen und die polnischen Aufstände des 19. Jahrhunderts .....	211
Christian von Kleist: Heinrich von Kleist — Der Individualismus und seine Überwindung .....	225
Hanns Strohmenger: Der Ruf der Dichtung in unserer Zeit .....	232
Hans Friedrich Blund: Danzig, Gedicht .....	235
Friedrich-Heinz Beyer: Zeit Stoß und der Krakauer Marienaltar .....	236
Friedrich Kunizer: Herkunft, Heimat und Kunst .....	240
Willibald Omasen: Lange Brücke in Danzig, Gedicht .....	244
Alfred Hein: Erstes Geheimnis (Preiserzählung des „Ostdeutschen Erzählerwettbewerbs“) .....	245
Fritz Krakow: Abschied von Wolhynien (Preiserzählung des „Ostdeutschen Erzählerwettbewerbs“) .....	251
Oswald Claassen: Die Butterblume (Preiserzählung des „Ostdeutschen Erzählerwettbewerbs“) .....	257
Volk und Raum im Osten .....	265
Deutschtum im Urwald der Gorgan — Litauen und der polnische Katholizismus — Prager Mosaik	
Bücher — über und für den Osten.	

Das Titelbild zeigt Deutsche Waldarbeiter aus der Landschaft von Deutsch-Mokra im Gorgangebiet beim Hausbau.

Die Bildvorlagen sind von:

Elisabeth Sandler, Berlin, Seite 1, 267, 268; L. Haaje & Co., Frankfurt a. O., Kunstdrucktafel I; Foto Kunizer, Seite 242, Kunstdrucktafel V; Rode-Riß, Lodsch, Seite 241, Kunstdrucktafel III; Fred Tatarin, Danzig, Kunstdrucktafel IV; Museum Krakau, Deutscher Kunstverlag, Seite 238, Kunstdrucktafel II.

**Die Mitarbeiter dieses Heftes**

Heinz Beyer, Chemnitz; Dr. Hans Friedrich Blund, Mödenhofsbaus/Holft.; Oswald Claassen, Berlin; Alfred Hein, Berlin; Dr. Horst Joswig, Zoppot; Christian von Kleist, Berlin; Friedrich Kunizer, Litzmannstadt; Fritz Krakow, Königsberg; Professor Dr. Manfred Laubert, Berlin; Willibald Omasen, Zoppot; Dr. Werner Roth, Liegnitz, Hauptschriftleiter Hanns Strohmenger, Danzig; Dr. Karl Biererbl, Reichenberg/Sudetenangau.

Herausgeber: Wilhelm Jarske, Krakau. Hauptschriftleiter: Dr. Detlef Krannhals.  
 Schriftleitung: Dr. Detlef Krannhals — Hanns Strohmenger.

Verlag: „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Leo Meißner, Danzig.  
 Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Die Auslieferung erfolgt nur durch: „Der Danziger Vorposten“, Gauverlag Danzig; Vertriebsleitung: Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12 erbeten.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Einzelpreis RM. 1,50. Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich.

Sobald erschienen:

## Westpreußen - Der Schicksalsraum Des Deutschen Ostens

Aus der Geschichte des Reichsgaues Danzig-Westpreußen, von Prof. Dr. Kede.  
Preis RM. 1,50 — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H. (Paul Rosenberg)  
Langgasse 40 Danzig Fernspr. 243 00

# Danziger Wirtschafts-Zeitung

Die „Danziger Wirtschafts-Zeitung“ hat sich als aktiver Förderer wirtschaftspolitischer Belange im deutschen Ostraum erwiesen. Immer war sie bestrebt, die Handelsbeziehungen der Stadt Danzig zum Großreich sowie zu den baltischen und nordischen Staaten auszubauen und zu vertiefen. Der Wirtschaft im Großreich hat die „Danziger Wirtschafts-Zeitung“ schon wertvolle Dienste geleistet. Ihr Inhalt ist richtungweisend für die nationalsozialistische Wirtschafts-gestaltung und für die Erreichung nationalsozialistischer Ziele.

Wer über wirtschaftspolitische Dinge sowie über die Außen-handelsbeziehungen zwischen den Staaten im Osten unterrichtet sein will, kann auf die „Danziger Wirtschafts-Zeitung“ nicht verzichten. Ein ständiges Abonnement dieser wertvollen Zeitschrift vermittelt jedem einen umfassenden Überblick über alle Bestrebungen und Planungen auf wirtschaftlichem Gebiet im Ostraum.

Die „Danziger Wirtschafts-Zeitung“ erscheint alle 14 Tage. Bezugspreis viertel-jährlich RM. 2,70, Einzelnummer RM. 0,50. Zu beziehen durch den Verlag „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig, Elisabethstr. 11—12 und dessen Zweigstellen, durch den Buchhandel sowie alle Postanstalten.

— Probenummern kostenfrei —

BIBLIOTEKA  
Uniwersytecka  
Gdańsk

C - III 1331



**Führend und tonangebend  
im Reichsgau Danzig-Westpreußen**

# **Der Danziger Vorposten**

**Amtliches Organ der NSDAP Reichsgau  
Danzig-Westpreußen**

**Verkündungsblatt des Reichsstatthalters  
und seiner Behörden**

+

**Probenummer auf Wunsch kostenlos  
durch den Verlag  
Danzig, Elisabethkirchengasse Nr. 11/12**

+